Zentralblatt

für

Psychoanalyse.

Medizinische Monatsschrift für Seelenkunde.

Organ der Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung.

Herausgeber: Prof. Dr. **Sigm. Freud.**

Schriftleiter: Dr. **Wilhelm Stekel,** Wien, Gonzagagasse 21.

Unter Mitwirkung von:

Dr. **Karl Abraham,** Berlin; Dr. **R. G. Assagioli,** Florenz; Dr. **Ludwig Binswanger,** Kreuzlingen; Dr. **Poul Bjerre,** Stockholm; Dr. **A. A. Brill,** New-York; Dr. **M. Eitingon,** Berlin; Dr. **D. Epstein,** Kiew; Dr. **S. Ferenczi,** Budapest; Dr. **Max Graf,** Wien; Dr. **Magnus Hirschfeld,** Berlin; Dr. **E. Hitschmann,** Wien; Professor **E. Jones,** Toronto; Dr. **Otto Juliusburger,** Steglitz; Dozent **C. G. Jung,** Zürich; Dr. **F. S. Krauss,** Wien; Professor **August v. Luzenberger,** Neapel; Dr. **Alfons Mäder,** Zürich; Dr. **J. Marcinowski,** Haus Sielbeck a. Uklei, Prof. **Gustav Modena,** Ancona; Prof. **Morichau-Beauchant,** Poitiers; Dr. **Richard Nepalleck,** Wien; Dozent **N. Ossipow,** Moskau; Dr. **Oskar Pfister,** Zürich; Prof. Dr. **James Putnam,** Boston; **Otto Rank,** Wien; Dr. **R. Reitler,** Wien; Dr. **Franz Riklin,** Zürich; Dr. **J. Sadger,** Wien; Dr. **L. Seif,** München; Dr. **A. Stegmann,** Dresden; Dr. **M. Wulff,** Odessa; Dr. **Erich Wulffen** Dresden.

II. Jahrgang Heft 6.

März.

Wiesbaden.

Verlag von J. F. Bergmann.

1912.

Jährlich erscheinen 12 Hefte im Gesamt-Umfang von 36 bis 40 Druckbogen zum

INSTITUTE OF PSYCHO-ANALYSIS

LENDING LIBRARY

Neuester Verlag von J. F. Bergmann in Wiesbaden.

Die
Sprache des Traumes.

Eine Darstellung der Symbolik und Deutung des Traumes in ihren Beziehungen zur kranken und gesunden Seele

für

Ärzte und Psychologen

von

Dr. Wilhelm Stekel,
Spezialarzt für Psychotherapie und Nervenleiden in Wien.

Preis Mk. 12.60, gebunden Mk. 14.—.

Wenn der Volksglaube von altersher meint, dass Träume etwas Zukünftiges bedeuten, so beweist die neuere, besonders durch den Wiener Professor S. Freud zu grossen Fortschritten gebrachte moderne Traumforschung, dass sie Gegenwärtiges bedeuten; nämlich Gedanken, Wünsche und Triebe, die in den Tiefen unseres Seelenlebens gegenwärtig sind. Dr. Stekel findet dafür die Formel: „Der Traum ist eigentlich ein Spiel von Darstellungen im Dienste der Affekte." Namentlich solche seelische Regungen sind das Bewegende des Traumes, welche wir uns selbst nicht eingestehen wollen und im Wachleben unterdrücken; z. B. verbrecherische oder solche sexuelle Tendenzen, die wir nicht gutheissen. Alle diese Affekte leben sich im Traum sozusagen aus, aber nicht in ihrer wahren Form, sondern symbolisch maskiert, sodass sie nicht leicht erkannt werden. . . . Im Traum ist jeder Mensch ein Weltschöpfer. Und wenn er eine schlechte Welt erschafft, so hat er die Verantwortung der schlimmen Weltordnung zu tragen, die sein Werk ist. Kommen im Traum schlechte Geschöpfe vor, Bösewichter, Egoisten, rachsüchtige, schadenfrohe, hinterlistige, raubgierige Menschen und Tiere, so hat der Träumer die Schlechtigkeit, die er erfährt oder mit ansieht, im Grunde sich selbst zuzuschreiben. Es ist daher nicht ganz richtig, zu behaupten, dass man für seine Träume nicht verantwortlich sei. Diese und andere Erkenntnisse gehen jedem denkenden Leser des überaus fasslichen und fesselnden Stekelschen Werkes auf, das einen grossen Leserkreis verdient. Das 540 Seiten starke Buch enthält nahezu an 600 analysierte Beispiele. *Allgemeine Sport-Zeitung.*

Über den Traum.

Von

Prof. Dr. **Sigm. Freud** in Wien.

Zweite Auflage. — Preis Mk. 1.60.

Wer des Verf.'s Schrift „Die Traumdeutung" noch nicht kennt, für den bildet der vorliegende, in zweiter Auflage erscheinende Aufsatz eine kurze und äusserst klare Einführung in die Freudsche Traumtheorie. Freilich konnte der Autor hier vieles nur andeuten, was für den Interessenten ebenso wie für die Hypothese von Wichtigkeit ist, aber auch in dieser kurzen Form, als Einführung in die F.'sche Traumdeutung ist der Aufsatz für den in diese Denkrichtung noch nicht Eingeweihten vollkommen verständlich und instruktiv. Ernstem Nachdenken war die Psychologie des Traumes stets von grösster Bedeutung, und wenn auch die hier gegebene Erklärung hypothetisch und an ihrem entscheidenden Punkte etwas gro und willkürlich erscheint, so ist sie doch ein ernster wissenschaftlicher Versuch auf bisher fast gänzlich unfruchtbarem Boden und enthält vielleicht den Ansatz zu wichtigen Erkenntnissen nicht bloss auf dem Gebiete des Traumes, sondern auch der Psychologie und Psychopathologie überhaupt. *Berliner Klinische Wochenschrift.*

Originalarbeiten.

I.

Über neurotische Erkrankungstypen.

Von **Sigm. Freud.**

In den nachstehenden Sätzen soll auf Grund empirisch gewonnener Eindrücke dargestellt werden, welche Veränderungen der Bedingungen dafür massgebend sind, dass bei den hiezu Disponierten eine neurotische Erkrankung zum Ausbruch komme. Es handelt sich also um die Frage der Krankheitsveranlassungen; von den Krankheitsformen wird wenig die Rede sein. Von anderen Zusammenstellungen der Erkrankungsanlässe wird sich diese durch den einen Charakter unterscheiden, dass sie die aufzuzählenden Veränderungen sämtlich auf die Libido des Individuums bezieht. Die Schicksale der Libido erkannten wir ja durch die Psychoanalyse als entscheidend für nervöse Gesundheit oder Krankheit. Auch über den Begriff der Disposition ist in diesem Zusammenhange kein Wort zu verlieren. Gerade die psychoanalytische Forschung hat uns ermöglicht, die neurotische Disposition in der Entwicklungsgeschichte der Libido nachzuweisen und die in ihr wirksamen Faktoren auf mitgeborene Varietäten der sexuellen Konstitution und in der frühen Kindheit erlebte Einwirkungen der Aussenwelt zurückzuführen.

a) Der nächstliegende, am leichtesten auffindbare und am besten verständliche Anlass zur neurotischen Erkrankung liegt in jenem äusseren Moment vor, welches allgemein als die Versagung beschrieben werden kann. Das Individuum war gesund, solange seine Liebesbedürftigkeit durch ein reales Objekt der Aussenwelt befriedigt wurde; es wird neurotisch, sobald ihm dieses Objekt entzogen wird, ohne dass sich ein Ersatz dafür findet. Glück fällt hier mit Gesundheit, Unglück mit Neurose zusammen. Die Heilung fällt dem Schicksal, welches für die verlorene Befriedigungsmöglichkeit einen Ersatz schenken kann, leichter als dem Arzte.

Für diesen Typus, an dem wohl die Mehrzahl der Menschen Anteil hat, beginnt die Erkrankungsmöglichkeit also erst mit der Abstinenz, woraus man ermessen kann, wie bedeutungsvoll die kulturellen Einschränkungen der zugänglichen Befriedigung für die Veranlassung der Neurose sein mögen. Die Versagung wirkt dadurch pathogen, dass sie die Libido aufstaut und nun das Individuum auf die Probe stellt, wie lange es diese Steigerung der psychischen Spannung ertragen, und welche Wege es einschlagen wird, sich ihrer zu entledigen. Es gibt nur zwei Möglich-

keiten, sich bei anhaltender realer Versagung der Befriedigung gesund zu erhalten, erstens, indem man die psychische Spannung in tatkräftige Energie umsetzt, welche der Aussenwelt zugewendet bleibt und endlich eine reale Befriedigung der Libido von ihr erzwingt, und zweitens, indem man auf die libidinöse Befriedigung verzichtet, die aufgestaute Libido sublimiert und zur Erreichung von Zielen verwendet, die nicht mehr erotische sind und der Versagung entgehen. Dass beide Möglichkeiten in den Schicksalen der Menschen zur Verwirklichung kommen, beweist uns, dass Unglück nicht mit Neurose zusammenfällt, und dass die Versagung nicht allein über Gesundheit oder Erkrankung der Betroffenen entscheidet. Die Wirkung der Versagung liegt zunächst darin, dass sie die bis dahin unwirksamen dispositionellen Momente zur Geltung bringt.

Wo diese in genügend starker Ausbildung vorhanden sind, besteht die Gefahr, dass die Libido introvertiert werde[1]). Sie wendet sich von der Realität ab, welche durch die hartnäckige Versagung an Wert für das Individuum verloren hat, wendet sich dem Phantasieleben zu, in welchem sie neue Wunschbildungen schafft und die Spuren früherer, vergessener Wunschbildungen wiederbelebt. Infolge des innigen Zusammenhanges der Phantasietätigkeit mit dem in jedem Individuum vorhandenen infantilen, verdrängten und unbewusst gewordenen Material und dank der Ausnahmsstellung gegen die Realitätsprüfung, die dem Phantasieleben eingeräumt ist[2]), kann die Libido nun weiter rückläufig werden, auf dem Wege der Regression infantile Bahnen auffinden und ihnen entsprechende Ziele anstreben. Wenn diese Strebungen, die mit dem aktuellen Zustand der Individualität unverträglich sind, genug Intensität erworben haben, muss es zum Konflikt zwischen ihnen und dem anderen Anteil der Persönlichkeit kommen, welcher in Relation zur Realität geblieben ist. Dieser Konflikt wird durch Symptombildungen gelöst und geht in manifeste Erkrankung aus. Dass der ganze Prozess von der realen Versagung ausgegangen ist, spiegelt sich in dem Ergebnis wieder, dass die Symptome, mit denen der Boden der Realität wieder erreicht wird, Ersatzbefriedigungen darstellen.

b) Der zweite Typus der Erkrankungsveranlassung ist keineswegs so augenfällig wie der erste und konnte wirklich erst durch eindringende analytische Studien im Anschluss an die Komplexlehre der Züricher Schule aufgedeckt werden[3]). Das Individuum erkrankt hier nicht infolge einer Veränderung in der Aussenwelt, welche an die Stelle der Befriedigung die Versagung gesetzt hat, sondern infolge einer inneren Bemühung, um sich die in der Realität zugängliche Befriedigung zu holen. Es erkrankt an dem Versuch, sich der Realität anzupassen und die Realforderung zu erfüllen, wobei es auf unüberwindliche innere Schwierigkeiten stösst.

Es empfiehlt sich, die beiden Erkrankungstypen scharf gegeneinander abzusetzen, schärfer, als es die Beobachtung zumeist gestattet. Beim ersten Typus drängt sich eine Veränderung in der Aussenwelt vor, beim zweiten fällt der Akzent auf eine innere Veränderung. Nach dem ersten Typus erkrankt man an einem Erlebnis, nach dem zweiten

[1]) Nach einem von C. G. Jung eingeführten Terminus.

[2]) Vgl. meine „Formulierungen über die zwei Prinzipien des psychischen Geschehens". Jahrb. f. Psychoanalyse. Bd. III.

[3]) Vgl. Jung, Die Bedeutung des Vaters für das Schicksal des Einzelnen. Jahrb. f. Psychoanalyse I, 1909.

an einem Entwicklungsvorgang. Im ersten Falle wird die Aufgabe gestellt, auf Befriedigung zu verzichten, und das Individuum erkrankt an seiner Widerstandsunfähigkeit; im zweiten Falle lautet die Aufgabe, eine Art der Befriedigung gegen eine andere zu vertauschen, und die Person scheitert an ihrer Starrheit. Im zweiten Falle ist der Konflikt zwischen dem Bestreben, so zu verharren, wie man ist, und dem anderen, sich nach neuen Absichten und neuen Realforderungen zu verändern, von vorneherein gegeben; im früheren Falle stellt er sich erst her, nachdem die gestaute Libido andere und zwar unverträgliche Befriedigungsmöglichkeiten erwählt hat. Die Rollen des Konfliktes und der vorherigen Fixierungen der Libido sind beim zweiten Typus ungleich augenfälliger als beim ersten, bei dem sich solche unbrauchbare Fixierungen eventuell erst infolge der äusseren Versagung herstellen mögen.

Ein junger Mann, der seine Libido bisher durch Phantasien mit Ausgang in Masturbation befriedigt hatte, und nun dieses dem Autoerotismus nahestehende Regime mit der realen Objektwahl vertauschen will, ein Mädchen, das seine ganze Zärtlichkeit dem Vater oder Bruder geschenkt hatte und nun für einen um sie werbenden Mann die bisher unbewussten, inzestuösen, Libidowünsche bewusst werden lassen soll, eine Frau, die auf ihre polygamen Neigungen und Prostitutionsphantasien verzichten möchte, um ihrem Mann eine treue Gefährtin und ihrem Kinde eine tadellose Mutter zu werden: diese alle erkranken an den lobenswertesten Bestrebungen, wenn die früheren Fixierungen ihrer Libido stark genug sind, um sich einer Verschiebung zu widersetzen, wofür wiederum die Faktoren der Disposition, konstitutionelle Anlage und infantiles Erleben, entscheidend werden. Sie erleben alle sozusagen das Schicksal des Bäumleins im Grimm'schen Märchen, das andere Blätter haben gewollt; vom hygienischen Standpunkt, der hier freilich nicht allein in Betracht kommt, könnte man ihnen nur wünschen, dass sie weiterhin so unentwickelt, so minderwertig und nichtsnutzig geblieben wären, wie sie es vor ihrer Erkrankung waren. Die Veränderung, welche die Kranken anstreben, aber nur unvollkommen oder gar nicht zustande bringen, hat regelmässig den Wert eines Fortschritts im Sinne des realen Lebens. Anders, wenn man mit ethischem Masstabe misst; man sieht die Menschen ebenso oft erkranken, wenn sie ein Ideal abstreifen als wenn sie es erreichen wollen.

Ungeachtet der sehr deutlichen Verschiedenheiten der beiden beschriebenen Erkrankungstypen, treffen sie doch im Wesentlichen zusammen und lassen sich unschwer zu einer Einheit zusammenfassen. Die Erkrankung an Versagung fällt auch unter den Gesichtspunkt der Unfähigkeit zur Anpassung an die Realität, nämlich an den einen Fall, dass die Realität die Befriedigung der Libido versagt. Die Erkrankung, unter den Bedingungen des zweiten Typus führt ohne weiteres zu einem Sonderfall der Versagung. Es ist hiebei zwar nicht jede Art der Befriedigung von der Realität versagt, wohl aber gerade die eine, welche das Individuum für die ihm einzig mögliche erklärt, und die Versagung geht nicht direkt von der Aussenwelt, sondern primär von gewissen Strebungen des Ichs aus, aber die Versagung bleibt das Gemeinsame und Übergeordnete. Infolge des Konflikts, der beim zweiten Typus sofort einsetzt, werden beide Arten der Befriedigung, die gewohnte wie die angestrebte, gleichmässig gehemmt; es kommt zur Libidostauung mit

den von ihr ablaufenden Folgen wie im ersten Falle. Die psychischen Vorgänge auf dem Wege zur Symptombildung sind beim zweiten Typus eher übersichtlicher als beim ersten, da die pathogenen Fixierungen der Libido hier nicht erst herzustellen waren, sondern während der Gesundheit in Kraft bestanden hatten. Ein gewisses Mass von Introversion der Libido war meist schon vorhanden; ein Stück der Regression zum Infantilen wird dadurch erspart, dass die Entwicklung noch nicht den ganzen Weg zurückgelegt hatte.

c) Wie eine Übertreibung des zweiten Typus, der Erkrankung an der Realforderung, erscheint der nächste Typus, den ich als Erkrankung durch Entwicklungshemmung beschreiben will. Ein theoretischer Anspruch, ihn abzusondern, läge nicht vor, wohl aber ein praktischer, da es sich um Personen handelt, die erkranken, sobald sie das unverantwortliche Kindesalter überschreiten, und somit niemals eine Phase von Gesundheit, d. h. von im Ganzen uneingeschränkter Leistungs- und Genussfähigkeit erreicht haben. Das Wesentliche des disponierenden Prozesses liegt in diesen Fällen klar zu Tage. Die Libido hat die infantilen Fixierungen niemals verlassen, die Realforderung tritt nicht plötzlich einmal an das ganz oder zum Teil gereifte Individuum heran, sondern wird durch den Tatbestand des Älterwerdens selbst gegeben, indem sie sich selbstverständlicher Weise mit dem Alter des Individuums kontinuierlich ändert. Der Konflikt tritt gegen die Unzulänglichkeit zurück, doch müssen wir nach allen unseren sonstigen Einsichten ein Bestreben, die Kindheitsfixierungen zu überwinden, auch hier statuieren, sonst könnte niemals Neurose, sondern nur stationärer Infantilismus der Ausgang des Prozesses sein.

d) Wie der dritte Typus uns die disponierende Bedingung fast isoliert vorgeführt hatte, so macht uns der nun folgende vierte auf ein anderes Moment aufmerksam, dessen Wirksamkeit in allen Fällen in Betracht kommt und gerade darum leicht in einer theoretischen Erörterung übersehen werden könnte. Wir sehen nämlich Individuen erkranken, die bisher gesund gewesen waren, an die kein neues Erlebnis herangetreten ist, deren Relation zur Aussenwelt keine Änderung erfahren hat, so dass ihre Erkrankung den Eindruck des Spontanen machen muss. Nähere Betrachtung solcher Fälle zeigt uns indess, dass sich in ihnen doch eine Veränderung vollzogen hat, die wir als höchst bedeutsam für die Krankheitsverursachung einschätzen müssen. Infolge des Erreichens eines gewissen Lebensabschnittes und im Anschluss an gesetzmässige biologische Vorgänge hat die Quantität der Libido in ihrem seelischen Haushalt eine Steigerung erfahren, welche für sich allein hinreicht das Gleichgewicht der Gesundheit umzuwerfen und die Bedingungen der Neurose herzustellen. Wie bekannt sind solche eher plötzliche Libidosteigerungen mit der Pubertät und der Menopause, mit dem Erreichen gewisser Jahreszahlen bei Frauen, regelmässig verbunden; bei manchen Menschen mögen sie sich überdies in noch unbekannten Periodizitäten äussern. Die Libidostauung ist hier das primäre Moment, sie wird pathogen infolge der relativen Versagung von Seiten der Aussenwelt, die einem geringeren Libidoanspruch die Befriedigung noch gestattet hätte. Die unbefriedigte und gestaute Libido kann wieder die Wege zur Regression eröffnen und dieselben Konflikte anfachen, die wir für den Fall der absoluten äusseren Versagung festgestellt haben.

Wir werden auf solche Weise daran gemahnt, dass wir das quantitative Moment bei keiner Überlegung über Krankheitsveranlassung ausser Acht lassen dürfen. Alle anderen Faktoren, die Versagung, Fixierung, Entwicklungshemmung bleiben wirkungslos, insoferne sie nicht ein gewisses Mass der Libido betreffen und eine Libidostauung von bestimmter Höhe hervorrufen. Dieses Mass von Libido, das uns für eine pathogene Wirkung unentbehrlich dünkt, ist für uns freilich nicht messbar; wir können es nur postulieren, nachdem der Krankheitserfolg eingetreten ist. Nur nach einer Richtung dürfen wir es enger bestimmen; wir dürfen annehmen, dass es sich nicht um eine absolute Quantität handelt, sondern um das Verhältnis des wirksamen Libidobetrags zu jener Quantität von Libido, welche das einzelne Ich bewältigen, d. h. in Spannung erhalten, sublimieren oder direkt verwenden kann. Daher wird eine relative Steigerung der Libidoquantität dieselben Wirkungen haben können wie eine absolute. Eine Schwächung des Ichs durch organische Krankheit oder durch besondere Inanspruchnahme seiner Energie wird imstande sein, Neurosen zum Vorschein kommen zu lassen, die sonst trotz aller Disposition latent geblieben wären.

Die Bedeutung, welche wir der Libidoquantität für die Krankheitsverursachung zugestehen müssen, stimmt in wünschenswerter Weise zu zwei Hauptsätzen der Neurosenlehre, die sich aus der Psychoanalyse ergeben haben. Erstens zu dem Satze, dass die Neurosen aus dem Konflikt zwischen dem Ich und der Libido entspringen, zweitens zu der Einsicht, dass keine qualitative Verschiedenheit zwischen den Bedingungen der Gesundheit und denen der Neurose bestehe, dass die Gesunden vielmehr mit denselben Aufgaben der Bewältigung der Libido zu kämpfen haben, nur dass es ihnen besser gelungen ist.

Es erübrigt noch, einige Worte über das Verhältnis dieser Typen zur Erfahrung zu sagen. Wenn ich die Anzahl von Kranken überblicke, mit deren Analyse ich gerade jetzt beschäftigt bin, so muss ich feststellen, dass keiner von ihnen einen der vier Erkrankungstypen rein realisiert. Ich finde vielmehr bei jedem ein Stück der Versagung wirksam neben einem Anteil von Unfähigkeit sich der Realforderung anzupassen; der Gesichtspunkt der Entwicklungshemmung, die ja mit der Starrheit der Fixierungen zusammenfällt, kommt bei allen in Betracht, und die Bedeutung der Libidoquantität dürfen wir, wie oben ausgeführt, niemals vernachlässigen. Ja ich erfahre, dass bei mehreren unter diesen Kranken die Krankheit in Schüben zum Vorschein gekommen ist, zwischen welchen Intervalle von Gesundheit lagen, und dass jeder dieser Schübe sich auf einen anderen Typus von Veranlassung zurückführen lässt. Die Aufstellung dieser vier Typen hat also keinen hohen theoretischen Wert; es sind bloss verschiedene Wege zur Herstellung einer gewissen pathogenen Konstellation im seelischen Haushalt, nämlich der Libidostauung, welcher sich das Ich mit seinen Mitteln nicht ohne Schaden erwehren kann. Die Situation selbst wird aber nur pathogen infolge eines quantitativen Moments; sie ist nicht etwa eine Neuheit für das Seelenleben und durch das Eindringen einer sogenannten „Krankheitsursache“ geschaffen.

Eine gewisse praktische Bedeutung werden wir den Erkrankungstypen gerne zugestehen. Sie sind in einzelnen Fällen auch rein zu beobachten; auf den dritten und vierten Typus wären wir nicht aufmerk-

sam geworden, wenn sie nicht die einzigen Veranlassungen der Erkrankung für manche Individuen enthielten. Der erste Typus hält uns den ausserordentlich mächtigen Einfluss der Aussenwelt vor Augen, der zweite den nicht minder bedeutsamen der Eigenart des Individuums, welche sich diesem Einflusse widersetzt. Die Pathologie konnte dem Problem der Krankheitsveranlassung bei den Neurosen nicht gerecht werden, solange sie sich bloss um die Entscheidung bemühte, ob diese Affektionen endogener oder exogener Natur seien. Allen Erfahrungen, welche auf die Bedeutung der Abstinenz (im weitesten Sinne) als Veranlassung hinwiesen, musste sie immer den Einwand entgegensetzen, andere Personen vertrügen dieselben Schicksale ohne zu erkranken. Wollte sie aber die Eigenart des Individuums als das für Krankheit und Gesundheit wesentliche betonen, so musste sie sich die Vorhaltung gefallen lassen, dass Personen mit solcher Eigenart die längste Zeit über gesund bleiben können, so lange ihnen nur gestattet ist, diese Eigenart zu bewahren. Die Psychoanalyse hat uns gemahnt, den unfruchtbaren Gegensatz von äusseren und inneren Momenten, von Schicksal und Konstitution, aufzugeben, und hat uns gelehrt, die Verursachung der neurotischen Erkrankung regelmässig in einer bestimmten psychischen Situation zu finden, welche auf verschiedenen Wegen hergestellt werden kann.

II.

Ansätze zur psychoanalytischen Erforschung und Behandlung des manisch-depressiven Irreseins und verwandter Zustände[1]).

Von Dr. **Karl Abraham** (Berlin).

Während die nervösen Angstzustände in der psychoanalytischen Literatur eingehend behandelt worden sind, haben die Depressionszustände nicht die gleiche Berücksichtigung gefunden. Und doch ist der depressive Affekt über alle Formen der Neurosen und Psychosen ebenso verbreitet wie der Angstaffekt. Oft findet man beide Affekte bei dem gleichen Individuum nebeneinander oder in zeitlicher Folge. Der an Angstneurose Leidende ist depressiven Stimmungen unterworfen; der tief verstimmte Melancholiker klagt über Angst.

Eines der frühesten Ergebnisse der Freud'schen Neurosenforschung lautete: die neurotische Angst stammt von der Sexualverdrängung. Durch diese ihre Herkunft ist die neurotische Angst von der Furcht geschieden. Ganz entsprechend trennen wir den Affekt der Trauer oder Niedergeschlagenheit von der unbewusst motivierten, d. h. auf Verdrängung beruhenden neurotischen Depression.

Zwischen Angst und Depression besteht ein analoges Verhältnis wie zwischen Furcht und Trauer. Wir fürchten ein kommendes Unheil;

[1]) Mit Benutzung eines Vortrages auf dem III. psychoanalytischen Kongress in Weimar (21. September 1911).

wir trauern über ein eingetretenes. Der Neurotiker wird von Angst befallen, wenn sein Trieb einer Befriedigung zustrebt, die zu erreichen seine Verdrängung ihm verbietet. Die Depression setzt ein, wenn er erfolglos, unbefriedigt sein Sexualziel aufgibt. Er fühlt sich liebesunfähig und ungeliebt; darum verzweifelt er am Leben und an der Zukunft. Dieser Affekt hält an, solange seine Ursachen nicht in Wegfall gekommen sind, — sei es durch tatsächliche Änderung der Situation, sei es durch psychische Verarbeitung der unlustbetonten Vorstellungen. Jeder neurotische Depressionszustand enthält die Tendenz zur Lebensverneinung, ganz wie der ihm wesensverwandte Angstzustand.

Mit den obigen Bemerkungen sage ich denjenigen, welche die Neurosen unter den Gesichtspunkten der Freud'schen Lehren betrachten, kaum etwas Neues, obwohl die Literatur auffallend wenig über die Psychologie der neurotischen Depression enthält. Der depressive Affekt im Rahmen der Psychosen harrt dagegen noch der genaueren Untersuchung. Die Aufgabe seiner Erforschung wird dadurch kompliziert, dass ein Teil der in Frage kommenden Krankheiten „zirkulär" verläuft, einen Wechsel melancholischer und manischer Zustände erkennen lässt. Die wenigen bisher erschienenen Vorarbeiten[1]) beschäftigen sich aber jeweilen nur mit einer der beiden Phasen.

Im Laufe mehrerer Jahre konnte ich in der psychotherapeutischen Privat-Praxis sechs einschlägige Fälle beobachten. Zwei davon waren leicht manisch-depressive Patienten, deren einen ich freilich nur vorübergehend behandelte (Fälle von sogenannter Zyklothymie); eine dritte Kranke litt an kurzen, aber rasch aufeinander folgenden Depressionszuständen mit typisch-melancholischen Erscheinungen. Bei zwei Patienten handelte es sich um erstmalige depressive Psychosen; schon früher hatte bei ihnen die Neigung zu leichten manischen und depressiven Stimmungsschwankungen bestanden. Ein Patient endlich war mit 45 Jahren an einer schweren und hartnäckigen Psychose erkrankt.

Die Depressionszustände des fünften Dezenniums werden nach Kraepelin's Vorgang von den meisten Psychiatern nicht dem manisch-depressiven Irresein zugerechnet. Wegen der weitgehenden Übereinstimmung der psychischen Struktur, wie sie durch die Analyse aufgedeckt wurde, reihe ich den letztgenannten Fall hier denjenigen an, deren Zugehörigkeit zum manisch-depressiven Irresein keinem Zweifel unterliegen kann. Zur Frage der Abgrenzung dieser Psychosen gegeneinander will ich damit nicht Stellung genommen haben.

Auf die Depressionszustände im Krankheitsbilde der Dementia praecox beabsichtige ich nicht einzugehen.

Schon zu Beginn der ersten Analyse einer depressiven Psychose fiel mir auf, wie sehr diese in ihrem Aufbau der Zwangsneurose ähnelte. Beim Zwangsneurotiker[2]) — ich habe hier die schweren, ausgeprägten

---

[1]) Maeder, Psychoanalyse bei einer melancholischen Depression. Zentralblatt für Nervenheilkunde und Psychiatrie. 1910.

Brill, Ein Fall von periodischer Depression psychogenen Ursprungs. (Übersetzung.) Dieses Zentralblatt, Bd. I. p. 158.

Jones, Psycho-Analytic Notes on a Case of Hypomania. Bulletin of the Ontario Hospitals for the Insane. 1910.

[2]) Die folgende kurze Charakteristik hält sich eng an die Darstellung Freud's in den „Bemerkungen über einen Fall von Zwangsneurose". (Jahrbuch für psychoanalyt. Forschungen. Bd. I.)

Fälle im Auge — kann die Libido sich nicht in normaler Weise entfalten, weil zwei verschiedene Tendenzen — Hass und Liebe — einander dauernd beeinträchtigen. Die Neigung zur feindseligen Einstellung auf die Aussenwelt ist so gross, dass die Liebesfähigkeit aufs äusserste herabgemindert wird. Gleichzeitig aber wird der Zwangsneurotiker durch Verdrängung des Hasses (oder allgemeiner gesagt: der ursprünglich überwiegenden sadistischen Komponente seiner Libido) schwach und energielos. Eine ähnliche Unsicherheit besteht bei der Objektwahl in bezug auf das Geschlecht des Objektes. Die Unfähigkeit, der Libido eine bestimmte Einstellung zu geben, führt zu einem allgemeinen Gefühl der Unsicherheit, weiterhin zur Zweifelsucht. Der Zwangsneurotiker vermag keinen Entschluss zu fassen, keine klare Entscheidung zu treffen; er leidet in jeglicher Situation unter Gefühlen der Insuffizienz und steht dem Leben hilflos gegenüber.

Ich teile nun in möglichster Kürze die Geschichte eines Zyklothymen mit, wie sie sich nach erfolgter Analyse darstellt.

Der Patient erinnert sich, dass der Geschlechtstrieb bei ihm sehr frühzeitig, d. h. schon vor dem sechsten Lebensjahre, mit grosser Heftigkeit hervorbrach. Als sein erstes Sexualobjekt aus dieser Zeit nannte er eine Kindergärtnerin, deren Gegenwart ihn erregte. Auch in der Phantasie beschäftigte er sich lebhaft mit ihr. Die damalige Erregung führte zur Onanie, die er ausübte, indem er sich auf die Bauchseite legte und dann reibende Bewegungen ausführte. In dieser Betätigung wurde er durch die Kinderfrau (früher Amme) gestört. Sie verbot ihm sein Tun eindringlich, prügelte ihn wiederholt, wenn er dem Verbot zuwiderhandelte und stellte ihm in Aussicht, er werde sich auf diese Weise für sein ganzes Leben unglücklich machen. Während der Schuljahre hatte Pat. eine mehrere Jahre dauernde erotische Schwärmerei für einen Mitschüler.

Im elterlichen Hause fühlte Pat. sich während der Kindheit und auch später nie zufrieden. Er hatte stets den Eindruck, dass die Eltern den ältesten Bruder bevorzugten, weil dieser sich als besonders intelligent erwies, während er selbst nur mittelmässig veranlagt war. Ebenso war er der Ansicht, dass der jüngere Bruder, der kränklich war, von der Mutter mit grösserer Aufmerksamkeit bedacht werde als er. Daraus ging eine feindselige Einstellung gegenüber den Eltern hervor, während die Brüder seine Eifersucht und seinen Hass erregten. Wie intensiv diese Hass-Einstellung war, geht aus ein paar impulsiven Handlungen in seiner Kindheit hervor. Aus Anlass eines geringen Streites wurde er gegen den jüngeren Bruder zweimal so gewalttätig, dass dieser zu Fall kam und beide Male ernstliche Verletzungen davontrug.

Diese Gewalttätigkeit fällt besonders auf, wenn wir hören, dass Pat. während der Schulzeit stets der Kleinste und Schwächste unter seinen Mitschülern war. Er fand nie rechten Anschluss, hielt sich meist allein. Er war fleissig, brachte es aber nicht zu entsprechenden Erfolgen. In der Pubertät erwies sich dann deutlich, dass seine Triebe, die sich zuerst so stark gezeigt hatten, durch Verdrängung lahm gelegt waren. Er fühlte sich — im Gegensatz zu seinem Verhalten in der Kindheit! — vom weiblichen Geschlecht nicht angezogen. Seine Sexualbetätigung war die schon in der Kindheit geübte, die sich aber nicht im wachen Zustande, sondern nur im Schlaf oder Halbschlaf vollzog. Freunde hatte er nicht. Er bemerkte selbst, wenn er sich mit andern verglich, das Fehlen der

rechten Lebensenergie. Zu Hause fand er keine Ermutigung; im Gegenteil bekam er vom Vater geringschätzige Bemerkungen zu hören. Zu allen diesen deprimierenden Momenten gesellte sich noch ein besonderes psychisches Trauma. Ein Lehrer beging die Roheit, ihn vor versammelter Klasse als einen körperlichen und geistigen Krüppel zu bezeichnen. Bald danach brach der erste Depressionszustand aus.

Auch später fand er nicht den Anschluss an andere Menschen, hielt sich aber auch absichtlich von ihnen zurück, weil er fürchtete, doch nur für beschränkt gehalten zu werden. Einen guten gemütlichen Rapport hatte er nur mit Kindern, denen gegenüber ihn nicht die sonst gewohnten Insuffizienz-Gefühle befielen. Im übrigen hielt er sich isoliert. Vor Frauen hatte er geradezu Angst. Zum normalen Sexualverkehr war er fähig, empfand aber eigentlich keine Neigung dazu und entbehrte auch der Befriedigung durch ihn. Die Schlafonanie blieb auch in späteren Jahren die hauptsächlichste Sexualbetätigung des Patienten. Im praktischen Leben zeigte er sich wenig energisch; besonders fiel es ihm immer schwer, in zweifelhafter Situation zu einem Entschluss oder einer Entscheidung zu gelangen.

Diese Vorgeschichte deckt sich in allen Einzelheiten mit derjenigen, wie wir sie bei den Zwangsneurotikern ermitteln. Aber wir finden bei unserem Patienten nicht Zwangserscheinungen, sondern zirkuläre Stimmungsschwankungen, die sich seit nunmehr etwa 20 Jahren viele Male wiederholt haben.

In der depressiven Phase ist die Stimmung des Patienten — je nach der Schwere des Zustandes — „deprimiert" oder „apathisch". (Ich gebe hier die vom Pat. selbst gebrauchten Bezeichnungen wieder.) Er ist gehemmt, muss sich auch zu einfachen Verrichtungen mühsam zwingen, spricht langsam und leise, wünscht sich den Tod und hegt Selbstmordgedanken. Seine Vorstellungen haben einen depressiven Inhalt. Oft sagt er zu sich selbst: „ich bin ein Ausgestossener", „ein Verfluchter", „ein Gezeichneter"; „ich habe keine Zugehörigkeit zur Welt". Er hat ein unbestimmtes Gefühl, als treffe der Depressionszustand ihn als Strafe. Er hat das Gefühl der Nichtigkeit; er malt sich häufig aus, wie er spurlos vom Erdboden verschwände. Während dieser Stimmungslage leidet er an Mattigkeit, Angst und Druckgefühlen im Kopf. Die Dauer der depressiven Phase betrug meist einige Wochen; manchmal war sie kürzer. Die Intensität der Depression schwankt ebenfalls zwischen den einzelnen Attacken; Pat. hatte im Laufe eines Jahres etwa zwei oder drei schwerere melancholische und etwa sechs oder noch mehr leichtere Zustände. Im Verlauf jeder einzelnen Attacke war ein allmähliches Ansteigen, ein Verweilen auf der Höhe der Depression und ein allmähliches Absinken der Verstimmung sowohl dem Patienten fühlbar als auch objektiv deutlich wahrnehmbar.

Ungefähr im 28. Lebensjahre des Patienten traten Verstimmungen entgegengesetzter Art hinzu; seither findet ein ständiger Wechsel hypomanischer und depressiver Zustände statt.

Im Beginn der manischen Phase erwacht Pat. aus seiner Apathie, wird geistig rege, allmählich sogar überrege. Er ist vielgeschäftig, kennt keine Ermüdung, erwacht früh vor Tag und beschäftigt sich dann mit beruflichen Plänen. Er ist unternehmend, traut sich grosse Leistungen

zu, ist redselig und zum Lachen und Scherzen geneigt. Er neigt zu Wortspielen und Wortwitzen. Er bemerkt selbst, dass seine Gedanken etwas Flüchtiges an sich haben; objektiv lässt sich ein leichter Grad von Ideenflucht nachweisen. Er spricht in schnellerem Tempo, lebhafter und lauter als sonst. Die Stimmung ist heiter und leicht gehoben. In den höheren Graden der manischen Verstimmung pflegt die Euphorie in Reizbarkeit und impulsive Heftigkeit überzugehen. Stört ihn z. B. jemand bei der Arbeit, tritt ihm jemand in den Weg, fährt ein Automobil rasch an ihm vorüber, so macht sich ein heftiger Wutaffekt bemerkbar. Pat. möchte den Missetäter am liebsten auf der Stelle niederschlagen. Er bekommt in diesem Zustand öfter auch wirklich Streitigkeiten, in denen er sich dann sehr schroff benimmt. — Während in den Depressions-Zeiten der nächtliche Schlaf ruhig ist, tritt während der manischen Phase, besonders in der zweiten Hälfte der Nacht eine lebhafte Unruhe ein. In den meisten Nächten macht sich eine explosive sexuelle Erregtheit bemerkbar.

Der Kranke, dessen Libido sehr frühzeitig und mit grosser Energie hervorgetreten war, hat die exekutive Fähigkeit zu Liebe und Hass grösstenteils eingebüsst. Auf gleichem Wege wie die Zwangsneurotiker ist er liebesunfähig geworden. Freilich liegt keine Impotenz bei ihm vor; allein er entbehrt des eigentlichen Sexualgenusses. Die Pollution bringt ihm grössere Befriedigung als der Koitus. Seine Sexualbetätigung ist im wesentlichen auf den Schlaf verwiesen. Es zeigt sich hier das auch den Neurotischen eigene autoerotische Bestreben, sich von der Aussenwelt zu isolieren. Solche Menschen können nur in gänzlicher Abgeschlossenheit Lust geniessen. Jedes lebende Wesen, jeder tote Gegenstand wird störend empfunden. Erst wenn ein völliger Abschluss gegen jeden von aussen kommenden Eindruck erzielt ist — wie dies im Schlaf der Fall — erleben sie träumend die Befriedigung ihrer sexuellen Wünsche. Unser Patient äussert sich dazu mit den Worten: „Ich fühle mich im Bett am wohlsten; da bin ich wie im eigenen Hause [1])."

In der Pubertätszeit musste Pat. in besonderem Masse bemerken, dass er in wichtigen Beziehungen hinter seinen Altersgenossen zurückstand. Körperlich hatte er sich diesen nie ebenbürtig gefühlt. In geistiger Hinsicht fürchtete er — besonders im Vergleich mit seinem älteren Bruder — ebenfalls inferior zu sein. Jetzt kam das Gefühl sexueller Unzulänglichkeit hinzu. Gerade in dieser Zeit traf ihn die Kritik des Lehrers („geistiger und körperlicher Krüppel") wie ein Keulenschlag. Ihre Wirkung erklärt sich zu einem wesentlichen Teil daraus, dass sie, wie Pat. angibt, die Prophezeiung der Amme in seine Erinnerung zurückrief. Sie hatte ihm ja gedroht, er werde sich durch seine Masturbation fürs ganze Leben unglücklich machen. Gerade in dem Zeitpunkt also, da er zum Mann werden und sich männlich fühlen sollte wie seine Altersgenossen, erhielten die schon früher in ihm wohnenden Gefühle der Insuffizienz eine bedeutende Verstärkung. Im Anschluss daran entstand der erste dem Patienten erinnerliche Depressionszustand.

Der Ausbruch der eigentlichen Krankheit erfolgte — ganz wie wir es bei der Zwangsneurose so oft erweisen können — als über die Ein-

[1]) Ich bemerke hier, dass die anderen männlichen Patienten, deren depressive Psychosen ich analysieren konnte, sich ganz ähnlich verhielten. Impotent war keiner von ihnen. Aber für alle war das autoerotische Verhalten von jeher lustvoller, während ihnen jede Applikation an weibliche Personen beschwerlich und lästig war.

stellung des Patienten auf die Aussenwelt, über die zukünftige Verwendung seiner Libido die endgültige Entscheidung getroffen werden sollte. In den anderen analysierten Fällen hatte ein Konflikt der gleichen Art den Anlass zum ersten Ausbruch eines Depressionszustandes gegeben. So hatte sich z. B. einer der Patienten verlobt. Bald darauf überwältigte ihn das Gefühl mangelnder Liebesfähigkeit; er verfiel in eine schwere melancholische Depression.

In sämtlichen Fällen hatte die Krankheit erweislich ihren Ausgang genommen von einer das Liebesvermögen paralysierenden Hasseinstellung. Ganz wie in der Psychogenese der Zwangsneurose erwiesen sich aber auch hier noch andere Konflikte im Triebleben der Patienten als krankmachende Faktoren. Ich betone hier besonders die Unsicherheit in bezug auf die Geschlechtsrolle. In M a e d e r's Fall trat dieser Konflikt zwischen männlicher und weiblicher Einstellung besonders hervor. Bei zweien meiner Patienten erhob ich einen Befund, der dem von M a e d e r geschilderten überraschend ähnlich war.

In der weiteren Entwickelung aber entfernen die beiden Krankheiten sich voneinander. Die Zwangsneurose schafft an Stelle der unerreichbaren Sexualziele E r s a t z z i e l e; die Betätigung im Sinne dieser letzteren ist mit den Erscheinungen des psychischen Zwanges verbunden. Anders ist der Vorgang bei der Entstehung der depressiven Psychosen. Zu dem Verdrängungsprozess gesellt sich hier der Vorgang, welcher uns, besonders aus der Psychogenese gewisser Geistesstörungen, unter dem Namen „P r o j e k t i o n" geläufig ist.

In den „Bemerkungen zu einem autobiographisch beschriebenen Fall von Paranoia" (Jahrb. f. psychoanalyt. Forschungen, Bd. III) gibt F r e u d eine bestimmte Formulierung über die Psychogenese der Paranoia. In kurzen Formeln präzisiert er die Stadien, welche bis zur Bildung des paranoischen Wahnes durchlaufen werden (l. c. S. 55 f.). Auf Grund meiner Analysen depressiver Geistesstörungen möchte ich hier eine ähnliche Formulierung für die Genese der depressiven Psychosen zu geben versuchen.

F r e u d sieht — mindestens in einem grossen Teil der Fälle von paranoischer Wahnbildung — den Kern des Konfliktes in der homosexuellen Wunschphantasie, ein Individuum des gleichen Geschlechtes zu lieben. [Formel: ich (ein Mann) liebe ihn (den Mann).] Der Verfolgungswahn erhebt Widerspruch gegen diese Einstellung, „indem er laut proklamiert: ich l i e b e ihn nicht, ich hasse ihn ja". Da die innere Wahrnehmung bei der Paranoia durch eine Wahrnehmung von aussen ersetzt wird, so wird der eigene Hass als eine Folge der von aussen her erduldeten Gehässigkeiten hingestellt. Die dritte Formel lautet nun: „Ich liebe ihn ja nicht — ich hasse ihn ja — weil er mich verfolgt."

In den uns hier beschäftigenden Psychosen verbirgt sich ein andrer Konflikt. Er nimmt seinen Ausgang von einer überwiegenden Hass-Einstellung der Libido, die sich zuerst den nächsten Angehörigen gegenüber geltend macht, sich dann aber verallgemeinert. Sie lässt sich durch folgende Formel ausdrücken:

1. Ich kann die Menschen nicht lieben; ich muss sie hassen.

Von dieser unlustvollen „inneren Wahrnehmung" nehmen die schweren Insuffizienzgefühle dieser Kranken ihren Ausgang. Wird nun

der Inhalt der Wahrnehmung verdrängt und nach aussen projiziert, so gelangt das Individuum zu der Auffassung, von seiner Umgebung — zunächst sind es wieder die Eltern usw., dann ein weiterer Kreis von Personen — nicht geliebt, sondern gehasst zu werden. Diese Auffassung wird aus ihrem ursprünglichen ursächlichen Zusammenhang mit der eigenen Hass-Einstellung des Individuums losgelöst und mit andern — psychischen oder körperlichen — Mängeln in Zusammenhang gebracht[1]). Es scheint, dass ein reichliches Vorhandensein solcher Minderwertigkeiten die Entstehung depressiver Zustände begünstigt.

So ergibt sich die zweite Formel:

2. Die Menschen lieben mich nicht; sie hassen mich . . . . weil ich mit angeborenen Mängeln behaftet bin[2]). Darum bin ich unglücklich, deprimiert.

Die verdrängten sadistischen Regungen aber ruhen nicht. Sie zeigen die Tendenz, ins Bewusstsein zurückzukehren und erscheinen in mancherlei Formen wieder: in Träumen und in Symptomhandlungen, besonders aber in quälerischen Neigungen gegen die Umgebung, in heftigen Rachegelüsten oder kriminellen Impulsen. Derartige Anwandlungen kommen gewöhnlich nicht zur direkten Beobachtung, weil sie meist unausgeführt bleiben. Bei intimerem Eingehen auf die Kranken — eventuell in der Katamnese — erfährt man genug darüber. Wer sie in der depressiven Phase übersehen hat, findet übrigens reichlichere Gelegenheit, sie in der manischen Phase zu beobachten. Darüber später.

Gerade hinsichtlich dieser Gelüste nach Rache, gewalttätigen Handlungen usw. tritt die Neigung hervor, sie von dem quälenden Gefühl körperlicher oder seelischer Unvollkommenheit abzuleiten, anstatt von dem eigenen, mangelhaft verdrängten Sadismus. Jeder Kranke der manisch-depressiven Gruppe neigt zu den Folgerungen Richards des Dritten. Der enthüllt mit schonungsloser Grausamkeit gegen sich selbst alle seine Gebrechen und zieht daraus das Fazit:

„Therefore, since I cannot prove a lover
I am determined to prove a villain."

Wegen seiner Gebrechen kann Richard nicht lieben; er wird um ihrer willen gehasst. Dafür will er Rache nehmen. Ganz ebenso wollte jeder unsrer Kranken; aber er kann nicht, weil die Aktivität seiner Triebe durch Verdrängung paralysiert ist.

Für ihn gehen aus der Unterdrückung dieser oft genug auftauchenden Regungen des Hasses, der Rache usw. neue krankhafte Erscheinungen hervor: die Ideen der Verschuldung. Nach den bisherigen Erfahrungen glaube ich sagen zu dürfen: je heftiger die unbewussten Regungen der Rache sind, um so ausgeprägter ist die Neigung, Wahnideen der Verschuldung zu bilden. Dieser Wahn kann, wie bekannt, ins Ungeheure gehen, so dass der Kranke etwa angibt, er allein habe seit Weltbeginn alle Sünden verschuldet, oder alles Böse in der Welt stamme allein von ihm. Es handelt sich hier um Individuen mit einem

[1]) In manchen Fällen — anscheinend besonders in den leichteren — geht der ursprüngliche Zusammenhang nur teilweise verloren. Doch bleibt die Verschiebungstendenz auch dann deutlich erkennbar.

[2]) Man beachte in der deutschen Sprache die Etymologie von „hässlich": was den Hass erregt.

ins Unbewusste verdrängten unersättlichen Sadismus, der sich gegen alle und alles richten möchte. Freilich ist die Vorstellung einer so ungeheuren Schuld dem Bewusstsein im höchsten Masse qualvoll; einem solchen Grade des verdrängten Sadismus entspricht eine besondere Schwere des depressiven Affektes. Dennoch enthält die Verschuldungsidee die Erfüllung eines Wunsches: des verdrängten Wunsches, ein Verbrecher allergrössten Stiles zu sein, mehr Schuld auf sich zu laden als alle andern Menschen zusammengenommen. Auch hier werden wir an gewisse psychische Vorgänge bei den Zwangsneurotikern erinnert. Ich nenne nur die Vorstellung dieser Kranken von der „Allmacht" ihrer Gedanken. Sie leiden häufig an der Angst, durch Gedanken an den Tod gewisser Personen deren Tod tatsächlich verschuldet zu haben. Auch beim Zwangsneurotiker sind die sadistischen Triebregungen unterdrückt. Da er nicht gemäss seinem ursprünglichen Triebe handeln kann, gibt er sich unbewusst der Phantasie hin, durch Gedanken töten zu können; dem Bewusstsein wird dieser Wunsch nicht als solcher, sondern als quälende Beängstigung bemerkbar.

Aus der Verdrängung des Sadismus sehen wir Depression, Angst und Selbstvorwürfe hervorgehen. Wird aber die wichtige Lustquelle der aktiven Triebbetätigung versperrt, so ist die Hinwendung zum Masochismus die selbstverständliche Folge. Der Patient stellt sich passiv ein; er zieht Lust aus seinem Leiden, aus der beständigen Selbstbespiegelung. Im tiefsten melancholischen Elend ist so noch ein versteckter Lustgewinn enthalten.

Manche Kranke sind, bevor ein eigentlicher Depressionszustand bei ihnen einsetzt, besonders tätig im Berufsleben oder auf anderen Gebieten. Sie sublimieren — oft gewaltsam — die Libido, die sie ihrem eigentlichsten Zwecke nicht zuführen können. Sie täuschen sich damit über die Konflikte in ihrem Innern hinweg und wehren den depressiven Stimmungen, die in ihr Bewusstsein einbrechen wollen. Das gelingt oft recht lange Zeit hindurch, freilich nie vollkommen. Wer dauernd mit der Abwehr störender Einflüsse zu tun hat, kommt nie zu innerer Ruhe und Sicherheit. Eine Situation, welche eine bestimmte Entscheidung in Sachen der Libido zur Notwendigkeit macht, hebt dann plötzlich das mühsam erhaltene psychische Gleichgewicht auf. Mit dem Beginn des Depressionszustandes kommen die vorherigen Interessen (d. h. Sublimierungen) des Patienten plötzlich in Wegfall; daraus resultiert die Einengung des geistigen Gesichtskreises, die bis zum sogen. „Monideïsmus" gehen kann.

Ist die depressive Psychose manifest geworden, so tritt als Kardinalerscheinung die allgemeine psychische Hemmung hervor. Sie erschwert den Rapport zwischen dem Kranken und der Aussenwelt. Unfähig zu einer nachhaltigen, positiven Applizierung seiner Libido, sucht der Kranke unbewusst die Abgeschlossenheit von der Welt. Dieses autoerotische Streben gibt sich in der Hemmung des Kranken kund. Nun stehen freilich in der Symptomatik der Neurosen und Psychosen auch andre Mittel zur Verfügung, die einer autoerotischen Tendenz Ausdruck verleihen können. Dass gerade die Hemmung und nicht ein beliebiges andres Ausdrucksmittel hier in die Erscheinung tritt, erklärt sich einwandfrei daraus, dass die Hemmung gleichzeitig noch anderen, unbewussten Tendenzen zu dienen vermag. — Ich nenne hier besonders die Tendenz der Lebensverneinung. Namentlich die höheren Grade der Hem-

mung, die man als depressiven Stupor bezeichnet, stellen ein symbolisches Sterben dar. Der Kranke bleibt selbst auf Applikation starker äusserer Reize reaktionslos, als gehörte er nicht mehr zur lebenden Welt. Ausdrücklich sei bemerkt, dass im vorstehenden nur zwei durchgängige Ursachen der Hemmung behandelt worden sind. Die Analyse ergibt in jedem Falle noch weitere, mit den individuellen Verhältnissen zusammenhängende Determinationen.

Gewisse Einzelerscheinungen des Depressionszustandes werden uns verständlich, wenn wir auf gut gegründete psychoanalytische Erfahrungen zurückgreifen. Genannt sei hier die so häufige Idee der Verarmung. Der Patient klagt etwa, er und seine Familie seien dem Verhungern preisgegeben. Ist dem Ausbruch der Krankheit tatsächlich ein pekuniärer Verlust vorausgegangen, so behauptet der Patient, diesen Schlag unmöglich überstehen zu können; er sei vollkommen ruiniert. Diese eigentümlichen, den Kranken oft gänzlich beherrschenden Gedankengänge erklären sich aus einer uns geläufigen Identifizierung von Libido und Geld, von sexuellem und pekuniärem „Vermögen". Für den Kranken ist, sozusagen, die Libido aus der Welt gegangen; während andere mit ihrer Libido die Objekte der Aussenwelt besetzen können, fehlt ihm dieses Kapital. Die Idee der Verarmung entspringt aus der verdrängten Wahrnehmung der Liebesunfähigkeit.

Befürchtungen oder ausgesprochene Wahnideen mit derartigem Inhalt begegnen uns besonders häufig in den Depressionszuständen des Involutionsalters. Soweit meine noch nicht sehr umfangreichen analytischen Erfahrungen über diese Zustände einen Schluss zulassen, handelt es sich um Personen, deren Liebesleben dauernd unbefriedigend verlaufen ist. In den vorausgegangenen Jahrzehnten hatten sie diesen Tatbestand verdrängt, hatten ihre Zuflucht zu allerhand Kompensierungen genommen. Der klimakterischen Revolution ist die Verdrängung nicht gewachsen. Diese Menschen halten jetzt gleichsam Rückschau über ihr verlorenes Leben und empfinden gleichzeitig, dass es nun für eine Änderung zu spät ist. Gegen alle hierher gehörigen Vorstellungen sträubt sich ihr Bewusstsein mit grösster Heftigkeit; zu schwach, um sie völlig zu bannen, muss es ihnen den Zutritt in maskierter Form gewähren. In der Verhüllung des Verarmungswahnes sind sie immer noch peinvoll, aber nicht mehr unerträglich in dem vorherigen Masse.

In der äusseren Erscheinung ist die manische Phase der zirkulären Störungen das volle Gegenteil der depressiven. Für die oberflächliche Betrachtung sieht eine manische Psychose sehr lustig aus; verzichtet man auf ein tieferes Eindringen mit Hilfe der Psychoanalyse, so kann man zu dem Schluss gelangen, die beiden Phasen ständen auch inhaltlich im Gegensatz zueinander. Die Psychoanalyse aber lässt mit Sicherheit erkennen, dass beide Phasen unter der Herrschaft der gleichen — nicht etwa entgegengesetzter — Komplexe stehen. Verschieden ist nur die Einstellung des Kranken auf die sich gleichbleibenden Komplexe. Im depressiven Zustand lässt er sich vom Komplex niederdrücken und sieht keinen andern Ausweg aus seinem Elend als den Tod[1]); im manischen Zustand setzt er sich über den Komplex hinweg.

[1]) Manche Kranke verfechten auch die Meinung, geheilt werden zu können durch die Erfüllung einer äusseren Bedingung, die allerdings unerfüllbar zu sein pflegt.

Zum Ausbruch der Manie kommt es dann, wenn die Verdrängung dem Ansturm der verdrängten Triebe nicht mehr standzuhalten vermag. Der Kranke wird, besonders in den Fällen schwererer manischer Erregung, von seinen Trieben wie im Taumel mitgerissen. Hier sei ganz besonders betont, dass positive und negative Libido (Liebe und Hass, erotisches Verlangen und aggressive Feindseligkeit) sich gleichermassen ins Bewusstsein drängen.

Gerade dadurch, dass libidinöse Regungen von beiderlei Art wieder Zutritt zum Bewusstsein erhalten, wird ein Zustand geschaffen, wie der Patient ihn schon einmal durchlebt hat: in seiner frühen Kindheit. Während in der depressiven Phase alles zur Lebensverneinung, zum Tode drängt, fängt der Manische das Leben von Neuem an. Er kehrt in ein Stadium zurück, in dem die Triebe der Verdrängung noch nicht anheimgefallen waren, in dem er von dem heraufziehenden Konflikt noch nichts ahnte. Charakteristischerweise äussern die Patienten öfter, — so auch in dem oben beschriebenen Fall — sie fühlten sich „wie neugeboren". Die Manie birgt in sich die Erfüllung des Wunsches:

„Gib ungebändigt jene Triebe,
Das tiefe schmerzenvolle Glück,
Des Hasses Kraft, die Macht der Liebe,
Gib meine Jugend mir zurück."

Die Stimmung des Maniacus ist, gegenüber dem normalen oder dem depressiven Zustand verändert, teils im Sinne einer sorglosen oder ausgelassenen Heiterkeit, teils im Sinne erhöhter Reizbarkeit und gesteigerten Selbstbewusstseins. Je nach der Individualität herrscht diese oder jene Veränderung vor; auch in verschiedenen Krankheitsstadien kann diese oder jene Stimmungslage vorherrschen.

Der Lustaffekt der Manie lässt sich aus denselben Quellen ableiten wie die Witzeslust. Die folgenden Ausführungen können sich daher aufs engste an die von Freud gegebene Theorie des Witzes[1]) anschliessen.

Während der Melancholische sich im Zustand allgemeiner Hemmung befindet, kommen mit dem Ausbruch der Manie auch die beim Normalen vorhandenen Hemmungen der Triebe teilweise oder ganz in Wegfall. Die hierdurch bedingte Hemmungsersparnis wird zur Lustquelle, und zwar zu einer dauernd fliessenden, während der Witz nur eine vorübergehende Aufhebung von Hemmungen mit sich bringt.

Die Ersparnis an Hemmungsaufwand ist jedoch keineswegs die alleinige Quelle der manischen Lust. Durch Wegfall von Hemmungen werden alte Lustquellen wieder zugänglich, auf denen die Unterdrückung lag; gerade hierin zeigt es sich, wie sehr die Manie im Infantilen wurzelt. Als dritte Lustquelle ist die Technik der manischen Gedankenproduktion zu nennen. Die Aufhebung des logischen Zwanges und das Spielen mit Worten — zwei wesentliche Züge des manischen Vorstellungsablaufs — bedeuten eine weitgehende „Wiederherstellung infantiler Freiheiten".

Der melancholischen Hemmung des Gedankenablaufs entspricht als gegensätzliches Symptom in der manischen Phase die Ideenflucht. Dort Einengung des Ideenkreises, hier schnelles Wechseln des Bewusstseins-

[1]) Der Witz und seine Beziehung zum Unbewussten. Wien 1905.

inhaltes. Der hauptsächlichste Unterschied zwischen Ideenflucht und normalem Denken liegt darin, dass der Gesunde, während er denkt oder spricht, dem Ziel der Denkoperation konsequent zustrebt, der Manische dagegen die Zielvorstellung sehr leicht verliert[1]). Damit ist das Formale der Ideenflucht gekennzeichnet, nicht aber ihre Bedeutung für den Manischen. Es muss betont werden, dass die Ideenflucht dem Kranken bedeutende Möglichkeiten der Lustgewinnung bietet. Dass durch den Wegfall des logischen Zwanges, durch die Einstellung auf den Wortklang statt auf den Wortsinn psychische Arbeit erspart wird, wurde bereits erwähnt. Darüber hinaus hat aber die Ideenflucht noch eine zwiefache Funktion. Sie ermöglicht das spielende Hinweggehen über solche Vorstellungen, welche dem Bewusstsein peinlich sind, so z. B. über die Vorstellungen der Insuffizienz. Sie begünstigt also — ähnlich wie der Witz — das Hineingelangen in einen anderen Vorstellungskreis. Und ferner erlaubt die Ideenflucht, das sonst unterdrückte Lustvolle scherzend zu streifen.

In einer Anzahl von Zügen prägt sich die Ähnlichkeit der manischen und der kindlichen Psyche aus. Hier sei nur noch ein einzelner Hinweis nach dieser Richtung gegeben. In den Zuständen leicht manischer Exaltation findet man eine Art der sorglosen Heiterkeit, die einen offensichtlich kindlichen Charakter trägt. Der Psychiater, der viel mit solchen Kranken zu verkehren hat, bemerkt deutlich, dass sein gemütlicher Rapport mit ihnen ein ganz gleichartiger ist wie der mit einem etwa 5jährigen Kinde.

Die höheren Grade der Manie gleichen einem Freiheitsrausch. Die sadistische Triebkomponente ist ihrer Fesseln entledigt. Alle Zurückhaltung schwindet; statt dessen zeigt sich die Neigung zu rücksichtslosem, aggressivem Verhalten. Auf einen geringen Anlass hin reagiert der Manische in diesem Stadium mit heftigen Wutausbrüchen, mit übertriebener Rache. Der zyklothyme Patient, von dem oben die Rede war, spürte, wenn die Exaltation eine gewisse Höhe erreicht hatte, den Impuls, jemanden niederzuschlagen, der ihm auf der Strasse nicht sogleich Platz machte. Die Kranken pflegen gleichzeitig ein übertriebenes Kraftgefühl zu äussern; sie messen ihre Kraft nicht an den wirklichen Leistungen, sondern an der Heftigkeit der Triebe, die ihnen jetzt in ungewohnter Weise fühlbar wird. Nicht selten finden sich Grössenideen, die dem Renommieren eines Kindes mit seiner Kraft oder seinem Können äusserst ähnlich sehen.

Eine sehr wichtige Frage, die sich aus dem ausführlicher beschriebenen Fall von Zyklothymie ergibt, wage ich nicht bestimmt zu beantworten. Es bleibt zu erklären, warum zu den schon lange vorher aufgetretenen depressiven Zuständen ungefähr im 28. Lebensjahre des Patienten manische Exaltationen hinzutraten. Ich vermute, es handle sich hier um eine der körperlichen Reifung verspätet nachfolgende psychosexuelle Pubertät. Wir sehen bei Neurotikern die Entwickelung des Trieblebens oft in so verspäteter Weise erfolgen. Der Patient hätte also in der Pubertät nicht eine Verstärkung seines Trieblebens erfahren, sondern einen weiblichen Verdrängungsschub durchgemacht, während erst gegen Ende des dritten Dezenniums ein gewisses Erwachen der Triebe in Gestalt des ersten manischen Zustandes erfolgte. Tatsächlich hat in dem be-

[1]) Liepmann, Über Ideenflucht. Halle 1904.

zeichneten Alter sein Sexualinteresse sich mehr als früher dem weiblichen Geschlecht zugekehrt und vom Autoerotismus mehr abgewandt.

Ich habe nunmehr noch über die therapeutische Wirkung der Psychoanalyse zu berichten.

Der Krankheitsfall, über den ich am ausführlichsten berichtet habe, war zur Zeit meines Referates in Weimar soweit analysiert, dass seine Struktur im ganzen durchsichtig wurde. Im einzelnen blieb dagegen noch manches zu tun. Ein therapeutischer Erfolg war erst in den Anfängen erkennbar; er ist in den seither verflossenen $2^1/_2$ Monaten deutlich geworden. Ein abschliessendes Urteil kann in dieser Hinsicht natürlich noch nicht gefällt werden; denn nach zwanzigjährigem Kranksein, das überdies gelegentlich durch freie Intervalle von verschiedener Dauer unterbrochen war, bedeuten zwei Monate der Besserung noch sehr wenig. Immerhin sei das bisherige Ergebnis mitgeteilt. In der genannten Zeit ist kein Depressionszustand mehr eingetreten, nachdem schon der letztvorausgegangene auffallend leicht verlaufen war. Infolgedessen war Pat. während dieser Zeit dauernd arbeitsfähig. Nach der manischen Seite hat im gleichen Zeitraum zweimal eine Stimmungsschwankung stattgefunden, die der sorgfältigen Beobachtung zwar nicht entgehen konnte, aber dem Grade nach hinter früheren Exaltationen ganz erheblich zurückblieb und gewisser sonst regelmässig beobachteter Erscheinungen überhaupt entbehrte. Zwischen diesen beiden manischen Phasen lag nicht — wie sonst — eine depressive, sondern ein Zustand, den man mangels aller zyklothymen Erscheinungen als normal bezeichnen durfte. Hier muss uns der fernere Verlauf belehren. Nur eine Bemerkung sei hinzugefügt. Wenn es in diesem Falle lediglich gelänge, einen Zustand wie den der letzten zwei Monate dauernd aufrecht zu erhalten, so wäre für den Patienten auch ein partieller Erfolg dieser Art von Wert. — In dem andern, eingangs erwähnten Fall von Zyklothymie war die Beobachtungszeit zu kurz, um über die therapeutische Einwirkung ein Urteil zu gestatten, während sich bezüglich der Struktur der Krankheit von Anfang an überraschende Analogien mit dem ersten Fall herausstellten.

Der eingangs angeführte dritte Fall erwies die Wirksamkeit der Analyse in schlagendster Weise, trotzdem äussere Verhältnisse den Abbruch der Behandlung nach etwa 40 Sitzungen erzwangen. Schon in der ersten Zeit der Behandlung gelang es einmal, eine frisch entstandene melancholische Depression zu kupieren, was früher auf keine Art zu erzielen gewesen war. Die Einwirkung wurde im Laufe der Zeit nachhaltiger; sie äusserte sich in einer deutlichen Hebung der Stimmungslage und in einer bedeutenden Zunahme der Arbeitsfähigkeit. Nach Unterbrechung der Behandlung ist in den folgenden Monaten die Stimmung nicht wieder auf das frühere Niveau herabgesunken. An dieser Stelle sei bemerkt, dass der Fall mit besonderer Deutlichkeit das Überwiegen der Hasseinstellung, das Gefühl der Liebesunfähigkeit, die Verknüpfung der Depression mit dem Insuffizienzgefühl erkennen liess.

Die oben erwähnten zwei Fälle von erstmaliger melancholischer Depression gestatteten eine konsequente Durchführung der Analyse nicht, weil ihr von aussen her Schwierigkeiten in den Weg gelegt wurden. Die Einwirkung war dennoch unverkennbar. Vor allem gelang es durch die psychoanalytische Klarstellung gewisser Tatsachen und Zusammenhänge, einen psychischen Rapport mit den Patienten zu gewinnen, wie

ich ihn früher niemals zu erlangen vermocht hatte. Die Herstellung der Übertragung ist bei diesen Kranken, die sich in ihrer Depression von aller Welt abkehren, ausserordentlich erschwert; die Psychoanalyse, die mir bisher allein ermöglicht hat, das Hindernis zu überwinden, erscheint mir deshalb als einzige rationelle Therapie der manisch-depressiven Psychosen.

Der sechste oben angeführte Fall gibt zu dieser Auffassung eine noch grössere Berechtigung, besonders deswegen, weil die Behandlung bis zum Schluss durchgeführt werden konnte. Sie endete mit einem ausserordentlich schönen Erfolg. Der Kranke kam nach $1^1/_4$ jähriger Dauer seines Leidens in meine Behandlung; vorher hatte der Aufenthalt in verschiedenen Sanatorien nur palliativ gewirkt resp. einzelne Krankheitserscheinungen günstig beeinflusst.

Einige Wochen nach Beginn der Psychoanalyse fühlte der Kranke sich zeitweise erleichtert. Nach 4 Wochen begann die schwere Depression zu weichen. Pat. äusserte, es komme ihm zuweilen ein Hoffnungsgefühl, als werde er doch noch wieder arbeitsfähig werden. Er gelangte zu einem gewissen Grad von Einsicht: „ich bin ja jetzt so egoistisch, dass ich mein Geschick für das tragischste halte." Im dritten Monat der Behandlung war die Stimmung im ganzen freier; alle psychischen Äusserungen trugen nicht mehr im früheren Grade den Charakter der Hemmung. Es kamen bereits halbe oder ganze Tage vor, an denen Pat. sich gut befand und sich mit Zukunftsplänen befasste. Er sagte in dieser Zeit einmal in bezug auf seine Stimmung: „wenn sie gut ist, so bin ich so sorglos und zufrieden wie nie zuvor." Im vierten Monat erklärte er, von der eigentlichen Depression sei keine Rede mehr. Während des fünften Monats, in welchem die psychoanalytischen Sitzungen nicht mehr täglich stattfanden, waren noch deutlich Schwankungen des Befindens bemerkbar, die Tendenz zur Besserung aber liess sich nicht verkennen. Im sechsten Monat konnte Pat. die Behandlung verlassen; die Veränderung seines Wesens im günstigen Sinne fiel auch seinen Bekannten auf. Seither ist ein halbes Jahr verflossen, ohne dass ein Rückfall eingetreten wäre.

Diagnostisch liegt der Fall insofern durchaus klar, als es sich mit Sicherheit um eine depressive Psychose und nicht etwa um eine Neurose des klimakterischen Alters handelte. Ich bin leider nicht in der Lage, die Einzelheiten des Falles zu veröffentlichen; sie sind so eigenartig, dass das Inkognito des Patienten sich nicht genügend wahren liesse. Auch andre Rücksichten liegen vor, die zu ganz besondrer Diskretion nötigen, wie sie mir im Interesse der Wissenschaft durchaus nicht erwünscht sind. Nur einem Einwand in therapeutischer Hinsicht habe ich zu begegnen. Es könnte der Eindruck entstehen, als hätte ich einen Fall von Melancholie, — der auch ohne mein Zutun geheilt wäre — gerade in dem Stadium erwischt, als er sich zur Rekonvaleszenz wandte. Daraus ergäbe sich der Einwand, der Psychoanalyse komme der Heilwert, den ich ihr beilegen wolle, nicht zu.

Demgegenüber betone ich, dass ich von Anfang an darauf bedacht war, mich vor derartigen Selbsttäuschungen zu schützen. Als ich die Behandlung übernahm, hatte ich einen dem Anschein nach ganz unbeeinflussbaren Kranken vor mir, der unter seiner Krankheit zusammengebrochen war. Ich stand dem Erfolg der Behandlung sehr skeptisch

gegenüber. Um so erstaunter war ich, als ich nach Überwindung beträchtlicher Widerstände zur Aufklärung gewisser, den Patienten völlig beherrschender Ideen gelangte und die Wirkung dieser Aufklärungsarbeit beobachtete. Unmittelbar an die Auflösung ganz bestimmter Verdrängungsprodukte schloss sich sowohl diese erste als auch jede fernere Besserung an. Während des gesamten Verlaufs der Analyse liess sich mit aller Deutlichkeit beobachten, dass sich die Fortschritte der Besserung an die Fortschritte der Analyse anschlossen. —

Indem ich die wissenschaftlichen und praktischen Ergebnisse meiner bisherigen Psychoanalysen bei exaltativen und depressiven Psychosen mitteile, bin ich mir der Unvollständigkeit des Gebotenen durchaus bewusst. Ich hebe diese Mängel meiner Arbeit selbst hervor. Ich war nicht in der Lage, meine Anschauungen in dem Masse, wie ich es gewünscht hätte, durch ausführliche Wiedergabe der analysierten Fälle zu belegen. In bezug auf einen unter ihnen wurden die Gründe bereits erwähnt. In drei weiteren, sehr instruktiven Fällen, bin ich ebenfalls durch besondre Pflichten der Diskretion an der Mitteilung irgendwelcher Einzelheiten verhindert. Eine einsichtsvolle Kritik wird mir nach dieser Richtung hin keinen Vorwurf machen. Diejenigen, welche an der Psychoanalyse ein ernstes Interesse nehmen, werden den Mangel meiner Publikation durch Untersuchungen an eigenem Material ersetzen.

Dass weitere Untersuchungen erforderlich sind, soll ebenfalls ausdrücklich betont werden. Gewisse Fragen sind im obigen überhaupt nicht berührt oder nur gestreift worden. Erinnert sei besonders daran, dass wir zwar zu erkennen vermochten, bis zu welchem Punkt ihrer Psychogenese Zwangsneurose und zirkuläre Psychose miteinander übereinstimmen; dass wir aber nichts über die Ursachen ermittelt haben, warum von diesem Punkt an die eine Gruppe von Individuen diesen, die andre jenen Weg beschreitet.

In therapeutischer Beziehung sei noch ein Wink gegeben. Es dürfte sehr vorteilhaft sein, bei solchen Kranken, welche zwischen ihren einzelnen manischen oder depressiven Attacken längere, freie Zwischenzeiten haben, die Psychoanalyse während dieser letzteren Zeiten vorzunehmen. Der Vorteil liegt auf der Hand. An schwer gehemmten melancholischen und unaufmerksamen manischen Kranken wird man sie nicht durchführen können.

Mögen unsre Resultate gegenwärtig unvollkommen und lückenhaft sein — die Psychoanalyse allein ist es dennoch, die uns die bisher verborgene Struktur einer grossen Gruppe von psychischen Erkrankungen enthüllt. Überdies berechtigen uns die ersten therapeutischen Ergebnisse auf diesem Gebiet zu der Erwartung, der Psychoanalyse werde es vorbehalten sein, die Psychiatrie von dem Alb des therapeutischen Nihilismus zu befreien.

III.

Introjektion, Projektion und Einfühlung.

Von Dr. **Sándor Kovács** (Budapest).

(Schluss.)

Im Charakter jener Dichter, die man Heilige nennt, ist dieser Charakterzug, d. h. die Überzeugung der Auserwähltheit, das Gefühl, dass man ein Instrument sei, an welchem der Geist spiele (wie beim heiligen Johannes Chrysostomus), das wesentlichste. — Von grundlegender psychologischer Bedeutung und für den Ästhetiker von allerhöchstem Interesse ist dabei die Tatsache, dass, sowie der Paranoische nur projiziert, um Unlust zu ersparen, so auch dem Künstler das Schaffen seiner Werke eine Erleichterung und hierdurch lustvoll ist. Wir haben es schon betont, dass der Paranoiker seine Krankheit nötig hat, er könnte ohne sie nicht leben, die „Flucht in die Krankheit" (Freud) ist eben die für ihn einzig mögliche Lösung eines Konfliktes, den er auf andere Art nicht lösen kann.

Dass Geistesverrückung mit Glücksgefühlen einhergehen kann, zeigt folgendes Geständnis Gerard de Nerval's in seinem Buche „Le Rêve et la Vie": „Ich will die Eindrücke einer langen Krankheit schildern, die sich lediglich in den Geheimnissen meines Geistes zutrug. Ich weiss eigentlich nicht, weshalb ich den Ausdruck Krankheit gebrauche, denn nie in meinem Leben habe ich mich wohler gefühlt. — Mitunter glaubte ich, meine Kraft und Tätigkeit seien verdoppelt, es schien mir, als wisse ich alles, als verstünde ich alles; die Phantasie verschaffte mir unendliche Genüsse. — Wenn man das wieder bekommt, was die Leute den Verstand nennen, sollte man da bedauern, ihn verloren zu haben?" Und ich vergleiche mit dieser Aussage die zahlreichen Beobachtungen von Irrenärzten, die alle die Anstrengung und den Schmerz beschreiben, die dem Verrückten die zeitweilige normale, d. h. wohlkontrollierte Denkweise auferlegt[1]). — Ebenso flüchtet sich der Dichter in das Dichten. — Er ist traurig und findet, dass heute das Wetter, die Häuser, die Bäume, die Blumen, die Berge, ja das Lachen, die Lust selber so traurig sei. — Und siehe: seine Qual hört auf oder mildert sich wenigstens, er wurde sie los, indem er sie auf die Aussenwelt projizierte. — Ungezählte Male haben die Dichter den schmerzlichen Seelenzustand beschrieben, der der Produktion vorausging und der sie förmlich zwang, im Schaffen die Erleichterung zu suchen; „der wirkliche Künstler arbeitet nicht, weil er will, sondern weil er muss", sagt William Hirsch (Genie und Entartung). Jeder kennt die diesbezügliche Aussage Goethe's in „Dichtung und Wahrheit". Belehrend ist die Schilderung Pietsch's über die Art und Weise, wie sich diese innere Nötigung bei Turgenjew kundgab.

„Wenn Turgenjew schrieb, geschah es jedesmal unter dem Zwange einer ihn beherrschenden und treibenden unerklärlichen Macht. Er sah ein bestimmtes Bild, eine Einzelgestalt oder Gruppe in einer gewissen Beleuchtung und Farbenstimmung. Diese Erscheinung kehrte unablässig wieder, peinigte ihn wochenlang, monatelang und verlangte von ihm künstlerische Gestaltung. Immer deutlicher bildeten sich die

[1]) James 605.

Figuren, in ihrem Benehmen, in ihrer Sprache, ihren Erlebnissen zur Klarheit heraus, Wille und Schicksal führten Katastrophe und Lösung herbei. — Er litt und stöhnte unter dem innerlichen Zwange des Schreibenmüssens, suchte sich ihm durch Billardspielen, durch eine Schachpartie, durch eine Jagd zu entziehen, bis er endlich der unentrinnbaren Nötigung sich beugte und unter dem Ausrufe einer komischen Verzweiflung an den Schreibtisch ging[1])."

Es ist wohl nicht allzu gewagt, diese Auffassung über die künstlerische Produktion auch auf das wissenschaftliche und philosophische Schaffen auszudehnen. Bei dieser, wie bei der dichterischen Arbeit, spielt der Mechanismus der Projektion die Hauptrolle. — Ein wissenschaftliches System gestaltet sich in derselben Weise, wie das Don Quixote's: Eine Idee taucht auf, und von dem Moment an wird jede Erfahrung nur mehr in der Beleuchtung dieser Idee erblickt. — Diese Idee repräsentiert einen Vorstellungskomplex, an den alles Neue von nun an assimiliert wird. — Diese Idee nimmt dadurch, dass von nun an die Aussenwelt an ihr gemessen wird, dem Normalen, Alltäglichen gegenüber eine ähnlich ungewohnte Stellung ein, wie der Wahn des Verrückten. — Der Paranoiker ist daran zu erkennen, dass er in allem Symbol, Gesetzmässigkeit findet. Das ist aber die bedeutendste Charaktereigenschaft des wissenschaftlichen, des philosophischen Geistes. Wäre Newton der herabfallende Apfel nicht das Symbol von etwas, was noch dahinter steckt, d. h. des Gesetzes gewesen, sondern ein nichtssagendes, bedeutungsloses Ereignis, wie für alle anderen Sterblichen, so würde dieses Ereignis nicht den Ausschlag für die Entdeckung des Gravitationsgesetzes gegeben haben. — Auch der Paranoiker würde das Herabfallen des Apfels nicht für selbstverständlich halten; er würde dahinter etwas Verstecktes — vielleicht die Handlung, die Absicht eines Geistes — suchen. Der Standpunkt Plato's oder eines Aristoteles, Newton oder Spencer erinnert also an den des Paranoischen. Wir können keinen anderen Unterschied zwischen ihnen entdecken, als den, dass das System Plato's, Aristoteles', Newton's, Spencer's geeignet war, von vielen Menschen, lange Zeiten hindurch, doch ebenfalls nicht ewig, anerkannt zu werden, das System des Verrückten dagegen nur für ihn gut, aber für ihn auch das möglichst beste ist. Die entwicklungsgeschichtliche Auffassung hat selbst die Idee der „Wahrheit" nicht verschont. Nicht mehr in der starren, unbeweglichen, heilig-ewigen Objektivität einer Platon'schen Idee steht sie vor unseren Augen; Spencer, Mach und Poincaré haben uns gelehrt, auch in ihr ein Produkt des Kampfes um das Leben zu sehen, etwas stark Subjektives, Menschliches, das aus uns wächst wie Nägel und Haare, das wir aber entfernen, wenn es unbequem geworden ist, oder besser: wie ausgewachsene Kleider. — Als Kriterium der Wahrheit bleibt also nur die Bequemlichkeit einer Idee, ihre Eignung, von möglichst vielen ohne Widerspruch mit sämtlichen Ereignissen in Einklang gebracht werden zu können. — Die Weltanschauung des Verrückten ist

[1]) Reibmayr: „Die Entwicklungsgeschichte des Talentes und Genies. München. 1908."

Die unbewussten, persönlichen Determinanten der künstlerischen Projektion sind in Max Graf's Schrift „Richard Wagner im Fliegenden Holländer". Wien 1911 lehrreich dargestellt. (Freud's Schriften zur angewandten Seelenkunde.)

eine mögliche Weltanschauung, für ihn ist sie befriedigend, ja seligmachend, also ist sie wahr; sie ist aber nicht allgemein wahr, weil sie andere nicht befriedigt. Man sieht daraus, wie nichtssagend dieser Unterschied eigentlich ist. — Wie viele „Wahrheiten" wurden in der Zeit ihrer Entstehung nicht als solche anerkannt? Sie waren also Wahnsysteme nach der allgemein gebräuchlichen Definition des Begriffes. — Und von der anderen Seite: Kann ein Narr, der viele macht, noch ein Narr genannt werden? Wir sehen einfach eine natürliche Auslese am Werk: Viele Ideen entstehen in vielen Gehirnen, und es steht nirgends geschrieben, ob sie Wahrheiten oder Unwahrheiten sein werden; manche eignen sich besser, mit den eben gegebenen allgemeinen Erfahrungen in Einklang gebracht zu werden, andere weniger; die ersteren siegen. Aber — das ist zu betonen — es gibt nur vorgefasste Ideen. Gelingt die Projektion der Idee auf die Dinge und wird sie allgemein anerkannt, dann ist sie eine Wahrheit; wird sie nicht angenommen, ist sie eine Wahnidee. Grosse Wahrheiten sind gelungene Projektionen. —

Und damit lernen wir die philosophischen Systeme besser verstehen. — Für Plato, den Künstler, war das Weltprinzip die Kunst; er musste das Unbekannte ausdrücken, und er tat es mit seinen ureigensten Ausdrücken, er projizierte sich. Sein System war und wird ewig wahr sein für Künstlernaturen. — Schopenhauer, dem Germanen, stellt sich das Weltprinzip als „Wille" vor: Immer wird er deutsche Jünglinge zu Anbetern haben. — Für Spinoza, den Juden, ist alles „Gott"; für Religiöse ist er der wahrste Philosoph. Alle diese Philosophen finden in ihren Systemen eine — nach ihrer Meinung die einzig mögliche — Befriedigung. Selbst der Pessimist betrachtet sein System mit Wohlgefallen, er ist glücklich dabei und war glücklich während der Arbeit, sonst hätte er sie nicht geschrieben. Ist dem aber so, dann können wir auch im philosophischen Schaffen keinen anderen Vorgang erblicken als den, der den Dichter und den Paranoiker von seinen Leidenschaften befreit, indem er Affekte den Objekten der Aussenwelt anhängt.

Die „Wahrheit" entschlüpft so unseren Fingern, sie ist nicht mehr das Unterscheidende zwischen einem philosophischen System und einem Wahngebäude, aber auch bei der künstlerischen Produktion fällt es uns schwer, ein sicheres Unterscheidungsmerkmal des „Ästhetischen" ausfindig zu machen. Man wäre versucht, den charakteristischen Unterschied zwischen der dichterischen Phantasie und den Wahngebilden in der relativ geringeren Intensität der ersteren zu suchen. — Ist dies im allgemeinen auch zutreffend, als psychologischer Unterschied kann es nicht gelten; wir haben nämlich von ungezählten Beispielen Kenntnis, wo die Bilder, die die Phantasie beschäftigten, eben während der künstlerischen Produktion zu solcher Intensität gestiegen sind, dass sie den automatisch als „real" zugelassenen Sinneseindrücken an Intensität gleichkamen, ja sie übertrafen; mit einem Worte, dass die Verschiebung der Ich-Kontrolle eine sehr hochgradige war.

Aufs Geratewohl entnehme ich einige Fälle Lombroso's[1]) zitiertem Werk. Dickens und Kleist waren um das Schicksal ihrer

[1]) „Der geniale Mensch" von Cesare Lombroso, S. 29.

Helden ernstlich bekümmert. — Kleist äusserte nach Vollendung einer seiner Tragödien gegen seinen Freund unter Tränen: „Sie ist tot!" Er meinte die Penthesilea. — Schiller war von dem, was mit Personen seiner Erfindung geschah, so bewegt, dass er es für wirklich Geschehenes hielt!"

T. Grossi erzählte von Verga, dass er beim Niederschreiben der Erscheinung „Prinas" die letztere wirklich vor sich erscheinen gesehen und Licht angezündet habe, um das Phantom zu vertreiben. —

Ball sagt von Reynolds, er habe bis zu 300 Porträts jährlich gemalt und jede Person nur eine halbe Stunde lang fixiert, dann aber sie in einer Halluzination wieder erblickt, ganz so, als ob sie lebte. — Brierre de Boismont erzählt von dem Maler Martina, er habe die Bilder seiner Erfindung wirklich vor sich gesehen. — Einmal habe sich jemand zwischen ihn und den Ausgangspunkt der Halluzination gesetzt und er habe ihn gebeten, sich zu entfernen, weil es ihm unmöglich sei, an seinem Bilde weiter zu arbeiten. —

Luther hörte die Einwürfe des Teufels, die er Tags vorher nicht zu widerlegen vermochte. —

Schumann (S. 81) „vernimmt Akkorde und ganze von Mendelsohn ihm eingegebene Musikstücke". —

Wir haben schon oben gezeigt, dass die Sinnestäuschungen den genialen und Kunstschöpfungen so anhaften, dass Brierre de Boismont sie geradezu als dem physiologischen Zustande grosser Männer zugehörig ansieht. — Cellini's berühmte Halluzination im Kerker ist bekannt, ebenso die des Brutus, Cäsar's, Napoleon's. Swedenborg glaubte im Himmel gewesen zu sein, sich mit den abgeschiedenen Geistern grosser Gelehrten besprochen, den ewigen Vater in Person gesehen zu haben.

Der materialistische Hobbes glaubte, sobald er im Finstern war, die Bilder von Verstorbenen zu sehen.

Malebranche wollte ganz deutlich die Stimme Gottes in sich vernommen haben. — Descartes glaubte nach langer Zurückgezogenheit von einem unsichtbaren Wesen öfter besucht und aufgefordert worden zu sein, die Erforschung der Wahrheit fortzusetzen. —

Lord Byron bildete sich bisweilen ein, ein Gespenst besuche ihn.

Pope fragte eines Tages seinen Arzt, was das für ein Arm sei, der aus der Mauer heraustrete. —

Goethe erzählt selbst, dass er sich leibhaftig gesehen hat, so wie er acht Jahre zuvor desselben Weges geritten sei. —

Oliver Cromwell lag auf seinem Bett und konnte vor Müdigkeit die Augen nicht schliessen. Plötzlich öffneten sich die Vorhänge und eine Frau von riesiger Gestalt erschien und sagte ihm, er werde der grösste Mann in England werden. —

Cardanus vermochte alle Trugbilder seiner Phantasie vor sich zu sehen, als wären es wirkliche Dinge. — Von E. T. A. Hoffmann ist es allbekannt, dass er lange Jahre hindurch an Verfolgungswahn mit Gesichtstäuschungen litt, bei welchen er die Phantasiebilder seiner Erzählungen in wirkliche Dinge und Personen verwandelt sah (S. 107). Nach all diesen Beispielen dürfen wir der „Intensität" als unterscheidendem Merkmal zwischen Künstlerisch-Phantastischem und Wahnhaftem nicht allzuviel Bedeutung beimessen.

Nichts liegt mir ferner als die Absicht, das Genie als pathologisches Produkt, als eine Degenerationserscheinung hinzustellen; ich sehe in ihm vielmehr die schönste Blüte, die reifste Frucht des menschlichen Stammbaumes. — Was ich beweisen wollte ist lediglich, dass der psychologische Prozess, der ein philosophisches System oder ein künstlerisches Werk oder einen Wahn hervorbringt, im Grunde ein und derselbe ist[1]). Man müsste sich wundern, wenn es anders wäre, bedenkt man, wie wenig der Plan, worauf sich das Geistesleben der Menschen aufbaut — selbst bei der grössten individuellen Differenzierung — voneinander abweicht. Der schönste Mensch ebenso wie der hässlichste hat zwei Hände und Füsse, zwei Augen und zwei Ohren, einen Mund, die Leber an der rechten, das Herz an der linken Seite, und die beiden unterscheiden sich nur in der Proportion und nicht in den Grundlagen ihrer Körperorganisation. Ebenso unterscheidet sich der geniale Mensch vom normalen und verrückten nur quantitativ, nicht aber bezüglich der Mechanismen ihrer psychischen Vorgänge. Wenn wir daher trotzdem so enorme Wertunterschiede zwischen diesen Leistungen statuieren, kann das Unterscheidende nicht an der Qualität des psychologischen Prozesses, sondern — wie wir es im Falle der Wahrheit gesehen haben — nur an einer nachträglichen Selektion liegen. — Ich habe damit das Problem angeschnitten: welches die Kriterien sind, die ein geistiges Produkt zum Ästhetischen stempeln.

Ich muss oft an eine Szene denken, deren Zeuge ich unlängst gewesen bin. Drei vorzügliche Musiker, darunter die zwei berühmtesten Komponisten des heutigen Ungarn, entschieden grossangelegte, geniale Künstler, setzten sich gleichzeitig zum Klavier und klimperten blindlings darauflos, angeblich, um gewisse ultramoderne Richtungen zu karrikieren. —Dies war aber nur ein Vorwand, denn, wenn es nicht schon der Umstand, dass sie volle Dreiviertelstunden lang derart musizierten, bewiesen hätte, zeigten ihre glänzenden Augen und ihr begeisterter Eifer das grosse Vergnügen, das sie davon hatten. — Und ich hörte Dreiviertelstunden lang zu, hatte ebenfalls ein grosses Vergnügen und konnte in diesem Vergnügen nichts entdecken, was nicht verdiente, ästhetisch genannt zu werden. — Es war gewiss nicht der Gipfel der Kunst, aber es war schon Kunst. —

Diese Erinnerung gibt mir den Mut, folgende Frage zu stellen: Wäre es so ganz und gar ausgeschlossen, dass die Grenze des Ästhetischen schon durch den Akt der Aufhebung der Ich-Kontrolle überschritten wird; dass das sozusagen ein Minimum des Ästhetischen, aber auch gewiss ästhetisch war? Fände sich ein Ästhetiker, der dies zugibt, so könnte er nur in der Allgemeingültigkeit, d. h. in der Möglichkeit, dass ein Werk von möglichst vielen schön gefunden werde, als das Kriterium des „Schönen" anerkennen, wie wir es bezüglich des „Wahren" zu tun uns gezwungen sahen.

Den eigentlichen Nutzen dieser Betrachtungen für die Ästhetik sehe ich aber in der Klarheit, die sie in die deskriptive Ästhetik und nament-

[1]) Diese Idee hat Freud in den letzten Kapiteln seiner „Psychopathologie des Alltagslebens" mit aller Schärfe ausgesprochen. Alle Metaphysik qualifiziert er dort als Metapsychologie. Siehe auch Ferenczi, Zur Begriffsbestimmung der Introjektion. (Dieses Zentralblatt 1912, Heft 4.)

lich in das Hauptproblem der Einfühlung zu bringen geeignet ist. So viel über Einfühlung in der modernen Ästhetik auch gesprochen wird, so vag und konturlos — gestehen wir's — ist ihr Begriff noch immer. Wenn wir ganz aufrichtig sein wollen, müssen wir bekennen, dass ihre befriedigendste Definition eigentlich ein Negativum ist: Einfühlung ist das, was nach Abzug der Sinneseindrücke und der Verstandesgefühle (z. B. der Freude an der Virtuosität des Künstlers, der Freude an der eigenen Fähigkeit, diese Virtuosität wahrnehmen zu können etc.) aus dem ästhetischen Eindruck als weiter nicht analysierbarer Rest von jeglichen — also schönen, wie hässlichen — ästhetischen Gefühlskomplexes zurückbleibt. Eine endgültige positive Umgrenzung des Einfühlungsbegriffes gibt es eigentlich nicht; dagegen zahlreiche, mitunter vorzügliche Beschreibungen des Vorganges als solchen. — Ich greife zu der von Volkelt[1]). „Wenn ich Niobe und ihre sich schutzsuchend an sie schmiegende Tochter betrachte, so erfahre ich in mir nicht etwa das Anschauen für sich und das Fühlen für sich und dann noch ein in Beziehung-Setzen der einen Seite zur anderen. — Es ist nicht so, dass die reine Wahrnehmung der Linien- und Flächenverhältnisse die eine Seite bildete und daneben das, sei es wirkliche, sei es vorstellungsmässige Erleben von Gefühlen der Angst, des Hilfesuchens, des Bergenwollens vorhanden wäre und nun zwischen beiden Seiten ein beziehendes, vergleichendes, verknüpfendes Hin- und Hergehen stattfände. — Weder finde ich in mir ein kahles, kaltes, leeres Wahrnehmen, noch ein gesondertes anschauungsloses, rein innerliches Fühlen, noch auch ein von der einen Seite zur anderen sich begebendes Knüpfen. — Auch wenn diese drei Vorgänge nicht als ein Nacheinander, sondern als gleichzeitiges Nebeneinander im Bewusstsein aufgenommen würden, so wäre damit die Einfühlung keineswegs richtig bezeichnet. Freilich handelt es sich in der Einfühlung um ein Gleichzeitiges, aber eben nicht um ein gleichzeitiges Nebeneinanderbestehen und Nebeneinandervorgehen. — Was im Einfühlen gleichzeitig im Bewusstsein vorkommt, besteht nicht aus leerem, fühllosem Wahrnehmen und rein innerlichem anschauungslosem Fühlen und zusammenbringendem Verknüpfen. Ein gleichzeitiges Nebeneinander findet z. B. im Bewusstsein statt, wenn ich eine Flüssigkeit zugleich betrachte und berieche. — Hier weist das Bewusstsein eine Gesichtswahrnehmung und daneben eine Geruchsempfindung auf und zwischen beiden findet gleichzeitig ein Beziehen statt: Ich sehe den Geruch als ausgehend von der Flüssigkeit an. — Ein solcher in sich getrennter Vorgang ist die ästhetische Einfühlung weder in dem herangezogenen Beispiel noch irgend anderswo. — Vielmehr erscheint die Wahrnehmung der Niobe und ihrer Tochter so innig eins mit den Gefühlen von Angst, Entsetzen, Hilfesuchen u. dgl., dass sie an sich selber den Eindruck dieser Gefühle macht. — Die Gesichtswahrnehmung hat als solche das Aussehen der entsprechenden Gefühlserregungen. — Die Gefühle kommen überhaupt in meinem Bewusstsein nicht noch irgendwie neben der Wahrnehmung von den Formen der Niobe vor, sondern sie werden von mir lediglich als Ausdruck dieser wahrgenommenen Formen erlebt. — Nur als aus den Formen zu mir sprechendes Leben, nur als die eigene Seele der Formen kommt das Eingefühlte in meinem Bewusstsein vor. — Ich darf dieses Verhältnis

[1]) „System der Ästhetik", München 1905. S. 215.

von Anschauen und Fühlen als innere Einheit bezeichnen. Und zwar erfahre ich diese innere Einheit ohne vorausgegangenes bewusstes Beziehen und Verknüpfen."

Die Einfühlung ist also ein Vereinheitlichungsvorgang, eine „Identifizierung" im Sinne Freud's; sie hebt die Schranken zwischen dem Ich und dem ästhetisch wirkenden Gegenstande auf, sie verschmilzt Subjekt und Objekt, so dass ich im ästhetischen Objekt nicht mehr etwas ausser mir Seiendes, mir Fremdes fühle. Ich bin Held mit dem Helden, feig mit dem Feigen, richte mich empor mit der aufstrebenden Linie, wiege mich mit dem Wellenförmigen. — Die Einfühlung an sich selbst (also abgesehen davon, ob wir uns in „schöne", „hässliche", „tragische", „komische" etc. Objekte einfühlen) ist eine Lust, ja die ästhetische Lust par excellence, sie ist der Kern alles ästhetischen Betrachtens, sie kann geradezu zur Definition des Ästhetischen überhaupt dienen. Die nahe Verwandtschaft dieser Auffassung mit der von uns bisher dargelegten liegt auf der Hand. Beiden gemäss handelt es sich um die Aufhebung des Unterschiedes zwischen Subjekt und Objekt und um die Lust, die durch diese Aufhebung veranlasst wird. Ich gebe aber meiner Darstellung der Einfühlungsvorgänge vor der Volkelt'schen den Vorzug. Erstens, da sie sich mit dem Deskriptiven nicht begnügt und wenigstens den Versuch macht, das ästhetische Wohlgefallen bei der „Einfühlung" allgemeinen Gesetzen unterzuordnen. Zweitens, weil sie Anlass gibt, den bisher als einheitlich behandelten Einfühlungsbegriff in zwei psychische Prozesse zu teilen und somit den Begriff selbst zu klären.

Zitieren wir weiter aus Volkelt (S. 219): „Die ästhetische Einfühlung ist doppelter Art: Entweder ist sie einfach, unbetont oder subjektiv betont. Im ersten Fall kommen uns die gegenständlichen Gefühle, die „eingefühlt" werden, nicht als von uns gespürte Gefühle zum Bewusstsein, die subjektive Seite an ihnen bleibt unbeachtet, unbetont. Das Eingefühlte steht uns nur als Gehalt des Gegenstandes vor dem Bewusstsein. — Abgesehen von seinem Verschmolzensein mit dem geschauten Gegenstande ist das gegenständliche Gefühl für unser Bewusstsein einfach nicht vorhanden. Bildlich kann ich auch sagen: Das gegenständliche Gefühl besteht in diesem Falle für unser Bewusstsein nur als ein Hinausverlegtes, in den Gegenstand Projiziertes. In anderen Fällen kommt uns dagegen das Eingefühlte, abgesehen davon, dass es uns im geschauten Gegenstande entgegentritt, auch noch als unser Ich-Erlebnis in Form einer subjektiven Mitbeteiligung zum Bewusstsein. — Neben dem Hinausverlegtsein des Gefühls in den Gegenstand kommt eben dieses Gefühl auch als Schwingen und Erzittern unseres eigenen Selbstgefühls zum Bewusstsein. — Die „Projektion" des Gefühls geht hier nicht so völlig und restlos vor wie dort. — Doch ist auch in diesem zweiten Falle die Hauptsache das Hinausverlegtsein. — Fehlt dies, so ist ästhetisches Betrachten überhaupt nicht zustande gekommen; fehlt hingegen die subjektive Betonung, so ist dies keine Vereitelung der ästhetischen Haltung."

„Wenn wir ein Drama lesen, aber auch wenn wir es von der Bühne auf uns wirken lassen, ist der gewöhnliche Fall wohl der, dass uns die eingefühlten Regungen nur als Gefühle der Menschen im Drama zu Bewusstsein kommen, dass uns diese Gefühle lediglich wie ein von aussen Gegebenes berühren. — Es bleibt in der Regel völlig ungespürt, dass beispielsweise Egmont's Erregungen doch zunächst von uns geleistet

werden, dass unser Bewusstsein es ist, das sie herleiht. — Wir überspringen gleichsam unser Ich und begrüssen unsere eigenen Gefühle wie etwas Fremdes. — Daneben kann aber doch auch Egmont gegenüber die subjektivere Weise der Einfühlung vorkommen. — Wo er z. B. von dem süssen Leben, der schönen freundlichen Gewohnheit des Daseins und Wirkens oder weiterhin von der lieblichen, lösenden Kraft des Schlafes spricht, da kann es geschehen, dass wir die entsprechenden Gefühle nebstdem, dass sie uns als Egmont's Gefühle erscheinen, doch zugleich auch als selbsterlebt empfinden. — Oder wenn wir Iphigenie ihr Verlangen nach der Heimat oder ihre Sehnsucht nach fleckenloser Reinheit des Herzens aussprechen hören, kann gleichfalls unsere Mitbeteiligung in dem Grade steigen, dass wir die entsprechenden Gefühle auch als unsere eigenen Innenvorgänge spüren. — Ähnlich verhält es sich in den bildenden Künsten: Auch hier ist die unbetonte Einfühlung das Gewöhnliche. — Wenn wir den Hermes oder die Aphrodite des Praxiteles, die Statue des Sophokles oder Aischines, die Büste Homers oder Zenos betrachten, so gehört wohl eine ganz besonders erregbare künstlerische Stimmung dazu, wenn die Einfühlung in der Form der subjektiven Mitbeteiligung erfolgen soll."

Bei diesem Punkte des Gedankenganges gehen aber unsere Wege auseinander. — Wir fanden, dass beim Projektionsvorgang der Projizierende sich von Ichgefühlen befreit, indem er das betrachtete Objekt mit seinen Affekten beseelt. — Die „subjektive Betontheit" passt nicht in unser System. Wir müssen die Aufnahmsfähigkeit dieses Begriffs erweitern oder aber es verwerfen, wenn dies nicht gelingt.

In der Tat, die ästhetische Projektion ist nur die eine Art des Einfühlungsprozesses, die Einfühlung des Künstlers. Sie kann folgendermassen kurz charakterisiert werden: Der Künstler projiziert sein Ich auf die Welt und empfindet Lust, indem er so Affekt verliert. — Es gibt aber auch eine andere Art des Einfühlens, das Gegenstück der ersteren: Das Subjekt identifiziert sich mit dem angeschauten Objekt und empfindet Lust, indem es Objekte für seine freiflottierenden Affekte gewinnt. Das ist die Einfühlung des Publikums.

Die Paranoia erkannten wir als die Karrikatur der projizierenden Einfühlung. Die Pathologie bietet uns aber auch für jenen Vorgang ein Beispiel, den wir als „Einfühlungsvorgang des Publikums" nannten, und zwar in der hysterischen Introjektion. In seiner zitierten Arbeit zeigt uns Ferenczi, dass Paranoiker, wie Hysterische, an einem ihre Kräfte übersteigenden Übermass von Affekt leiden; der Paranoische sucht sich von den Ich-Gefühlen durch Projektion zu befreien, während der Hysterische alle möglichen Objekte mit seinem Ich-Komplex in Beziehung bringt, introjiziert. Nichts ist gleichgültig für die Hysterika; es gibt nichts, dem gegenüber sie nicht bewusst oder unbewusst affektiv Stellung nehmen müsste. Sie ist im höchsten Grade teilnehmend, bis zur Selbstaufopferung; so identifiziert sie sich mit der Sache der Armen, Unterdrückten, der Kranken. Das Verhalten des Paranoikers ist antisozial; der Hysterische entfaltet ein Übermass an sozialer Hilfsbereitschaft; das Sichhineinversetzen in den körperlichen oder seelischen Zustand eines anderen, für den Paranoiker eine absolute Unmöglichkeit, ist Hauptgeschäft und grösste Befriedigung der Hysterischen. — Die Krankheiten, über welche sie liest oder die sie

vor sich sieht, leidet sie mit; das Zuschauen bei einer Operation verursacht ihr nicht weniger Schmerzen als dem Patienten selbst. Sie ist ungemein leichtgläubig und suggerierbar. Die Hysterischen liefern die grösste Zahl der Betrogenen und der Glaubensfanatiker. Ihre Sich-Identifizierung mit anderen geht so weit, dass sie ohne ihr Wissen sich die Gedanken, Worte und Taten anderer aneignen, sich in ihrer bewussten oder unbewussten Phantasie als Helden von glänzenden, interessanten, aber auch von finsteren, scheusslichen Begebenheiten hinstellen. Grell beleuchten sich die Gegensätze der Paranoia und der Hysterie, wenn sie nebeneinander gestellt sind, wie in den „Elixieren des Teufels", wo der hysterische Bruder des Medardus alle Sünden auf sich nimmt, die sein paranoischer Bruder auf ihn projiziert. (Man kennt Beispiele solcher sich ergänzenden Narrheiten. Mozart litt an der Verfolgungsidee, dass ihn die Italiener vergiften werden; Salieri, sein Gegner, an der neurotischen Angst, Mozart vergiftet zu haben.)

Der Hysterische ist mit einem Worte die Karrikatur des Publikums. — Das Publikum geht ins Theater, ins Konzert, kauft Bücher, besucht Bildergalerien, um aus dem alltäglichen Leben, dessen Objekte durch die Angewöhnung ihre Eignung, Affekte zu beschäftigen, längst eingebüsst haben, herausgehoben zu werden; es hat das Bedürfnis, sein Leben nach der Gefühlsseite hin zu betätigen, hat Objekte für seine Rührung nötig. Und das erreicht es, indem es sich in die ästhetischen Objekte einfühlt und des Künstlers Phantasien sich aneignet, sie miterlebt. So entfaltet sich die Einfühlung des Publikums als das Spiegelbild der Einfühlung des Künstlers: Der Künstler fühlte ein und wurde affektlos, das Publikum fühlt ein und kann nunmehr seine Affekte betätigen. Der Künstler projiziert, das Publikum introjiziert.

Wir sehen also, wie sich der scheinbar einheitliche Begriff der Einfühlung zwanglos in zwei grundverschiedene Typen gliedert: in den der Projektion und den der Introjektion[1]). —

Nun wirft sich die Frage auf, ob diese Typen je rein realisiert vorkommen, oder ist nicht vielmehr zum einzelnen Einfühlungsakte die Mitwirkung beider psychischer Mechanismen unerlässlich? Die Frage ist ohne Zweifel von der grössten Wichtigkeit für die Ästhetik, hier aber, wo es sich in erster Linie um Klarstellung der Begriffe und um ihre allgemein-menschlichen, psychologischen Wurzeln handelt, müssen wir auf ihre nähere Besprechung verzichten. Nur einzelne Gesichtspunkte seien hier hervorgehoben:

Starke Disposition zur Projektion und starke Introjektionsneigung scheinen sich miteinander nicht zu vertragen. So sind ausübende Künstler und namentlich die von sehr ausgesprochener Individualität, in der Regel ein sehr schlechtes Publikum; bringen sie überhaupt Aufmerksamkeit für fremdes Schaffen auf, so sind sie in der Regel taub und blind für alles, was nicht zum Grundton ihrer Persönlichkeit stimmt. — Mit weniger

[1]) Die interessante und tiefgehende Arbeit O. Rank's: „Der Künstler" (H. Heller's Verlag, Wien), der so ausgezeichnete Aufklärung über die unbewussten, besonders die sexuellen Motive des künstlerischen Schaffens gibt, und die Wesensgleichheit von Kunst und Neurose wissenschaftlich beweist, erwähnt an manchen Stellen seines Werkes den Unterschied des psychischen Vorganges beim künstlerischen Schaffen und beim Geniessen, gliederte aber beide Prozesse den neurotischen Mechanismen an.

Entschiedenheit kann andererseits behauptet werden, dass auch das Publikum von Haus aus schlecht zum Künstler tauge; war doch jeder Künstler zuerst Publikum. Dem könnte man aber mit Recht damit entgegnen, dass sein Verhalten sich schon damals von dem des übrigen Publikums unterschieden haben kann, durch Eigenschaften, die ihn eben zum Künstler stempelten; er war eben niemals Dilettant. Viele gewichtige Stimmen erklären, dass Dilettantismus und Künstlertum nicht aufeinanderfolgende Etappen einer Entwickelungsrichtung, sondern prinzipiell verschiedene psychische Qualitäten bedeuten[1]).

Es ist übrigens mit grosser Wahrscheinlichkeit anzunehmen, dass Introjektion und Projektion nicht so selten zu einem ästhetischen Akte vereinigt sind.

Es erheben sich da weitere schwer zu beantwortende Fragen. Sind solche Fälle wirklich Ausnahmsfälle? Ist nicht vielmehr ein Mitwirken beider Arten der Einfühlung in jedem ästhetischen Akte vorhanden? Ist dieses Zusammenwirken gleichzeitig oder geht der eine Prozess dem anderen voraus? Ist es nicht möglich, dass wenigstens in gewissen ästhetischen Akten ein Alternieren der Projektion und Introjektion stattfindet? Es ist sehr wahrscheinlich, dass die Antwort für verschiedene ästhetische Gestaltungen verschieden ausfallen wird und leicht möglich, dass z. B. für das Tragische, Komische, Erhabene, Schöne usw. das zeitliche und dynamische Verhältnis der beiden Einfühlungen als massgebend sich erweisen wird. Wäre dem so, so hiesse die Klarlegung dieser Verhältnisse eine bedeutende Bereicherung unseres Wissens über ästhetische Seelenvorgänge. Im allgemeinen glaube ich, dass die Einfühlung des Publikums in der Regel aus einer kurzen Projektion und aus darauffolgender dauernder Introjektion bestehe.

Die künstlerische Einfühlung scheint mir dagegen eine fortlaufende Projektion zu sein, unterbrochen durch kurze Introjektionsmomente, in welchen nämlich der Künstler sich an die Stelle des Publikums zu versetzen versucht, um die Wirkung seines Schaffens zu beurteilen und zu kontrollieren.

In der Projektion Freud's und der Introjektion Ferenczi's lernten wir zwei psychische Akte kennen, die sich zwar grundsätzlich unterscheiden, aber durch einen gemeinschaftlichen Zug zusammengehalten werden, der uns berechtigt, die beiden in einen Begriff zu vereinigen: beide entspringen dem Bedürfnis, die drückende, logische Kontrolle und moralische Zensur, die das Ich von gewissen Erlebnissen, den verdrängten

[1]) Dauriac (Lionel D. Essai sur l'Esprit Musical 1904) meint z. B. „Es ist mit Recht zu befürchten, dass allzu ausgesprochener Dilletantismus das Schaffen verhindere. Der Dilettant erhält den Müssiggang. Damit ist aber noch nicht genug gesagt. Er hat den Müssiggang nötig, denn er braucht viel Zeit, um alles zu sehen, alles zu unterscheiden, über alles zu urteilen, er wird nie mit dem Betrachten fertig. Der vollkommene Dilettant ist ein Müssiggänger, der kurzsichtige Augen hat. Wenn man so geschaffen ist, schafft man nichts." Andererseits kann man sich der Einsicht nicht verschliessen, dass, wie sehr auch die eine oder die andere Art der Einfühlung dominiert, sie gewissermassen nicht ohne einander bestehen können. Die Periode des Lernens, des Verstehens müssen wir auch beim Künstler als eine Periode fortgesetzter Introjektion auffassen.

nämlich, fernhält, aufzuheben und die Seele zeitweilig in einen der Kindheit, dem Traum, der Hysterie oder dem Wahnsinn ähnlichen Zustand zu versetzen. In diesem Lichte betrachtet, lassen sich die psychischen Tendenzen den biologischen Lebensprozessen vergleichen. Wie der Körper sich einerseits der Umgebung anpasst, andererseits die Materialien der Umwelt zur Aufrechterhaltung seiner speziellen eigenen Organisation verwendet, so lässt sich die Introjektion als der Mechanismus der passiven, die Projektion als der der aktiven seelischen Assimilation bezeichnen.

Sind aber einmal Introjektion und Projektion als passiv und aktiv einander gegenübergestellt, so ist vielleicht nicht allzu gewagt, einen Schritt weiter zu gehen und eine tiefere Erklärung dieser Zweiheit unseres Seelenlebens in Freud's „Vorbildlichkeit der Sexualität" zu suchen. Diesem Prinzipe gemäss gibt sich das Charakteristische des sexuellen Lebens in sämtlichen Lebensäusserungen des Individuums kund. Aktivität und Passivität der seelischen Assimilation findet sein frappantes Analogon in dem Unterschied des sexuellen Verhaltens des Mannes und des Weibes[1]).

Eine Assimilation ist der nicht notwendigerweise bewusste Zweck jedes geschlechtlichen Aktes. — Der Mann und das Weib nähern sich diesem Ziele auf entgegengesetzten Wegen: Der Mann greift an, er beherrscht, er „projiziert" gewisse Bestandteile seines Körpers; das Weib verteidigt sich, wird unterworfen und empfängt, es introjiziert. Das wird für das seelische Verhalten beider vorbildlich: Der Mann ist psychisch aktiv schöpferisch, er greift die Welt an, er drängt ihr seine Persönlichkeit auf, er gibt. Das Weib assimiliert passiv: es nimmt die Welt in sich auf, formt sich ihr gemäss, gibt sich ihren Einflüssen hin, es empfängt. Der Mann ist der überwiegenderweise projizierende, das Weib der introjizierende Charakter; der Mann ist der geborene Künstler, das Weib das geborene Publikum[2]). — Dies war es in der ganzen Geschichte der Menschheit. Der Wilde führt Tänze auf, um sein Weibchen sexuell zu erregen, der Ritter brach sich den Hals, um seine Dame auf der Tribüne zu ergötzen, die unzähligen Petrarca's girrten ihre Sonette zu ebensovielen Laura's. Kein Wunder, wenn auch die krankhaft übertriebene Projektion, die Paranoia, bei Männern häufiger beobachtet wird, während die zur Krankheit gesteigerte Introjektion, die Hysterie, überwiegend die Krankheit des weiblichen Geschlechtes ist. —

Die Analogie zwischen künstlerischer und geschlechtlicher Zeugung ist manchem grossen Geiste aufgefallen. „Die grössten und edelsten Schöpfungen", sagt Bacon, „verdankt man kinderlosen Männern; sie haben die Gebilde ihres Geistes zu erzeugen gesucht, da ihnen die des Körpers versagt waren. — Auf diese Weise haben diejenigen für die Nachkommen Sorge getragen, die sonst keine hatten."

Es fällt von diesem Punkt ein Licht auf das Problem der so häufigen Ehefeindlichkeit und Kinderlosigkeit grosser Männer.

---

[1]) Über die unbewussten sexuellen Triebfedern jedes künstlerischen Schaffens s. Rank's „Künstler" und die Arbeit Freud's: „Der Dichter und das Phantasieren" (Kleine Schriften zur Neurosenlehre. II. Serie).

[2]) Die nicht mehr zweifelhafte Bisexualität jedes Menschen (Fliess) macht die vielen Ausnahmen von dieser Regel verständlich; sie ist natürlich nur für typische Fälle, wo die eine Geschlechtsrolle überwiegt, giltig.

Zum Schluss sei noch auf einige hellseherische Zeilen des in seiner ganzen Tiefe offenbar immer noch nicht ergründeten Shakespeare hingewiesen, in denen Wahnsinn, Kunst und Liebe zu einer grossartigen Einheit zusammengefasst sind (Sommernachtstraum, III. Akt, I. Szene):

Verliebte und Verrückte
Sind beide von so brausendem Gehirn,
So bildungsreicher Phantasie, die wahrnimmt,
Was nie die kühlere Vernunft begreift.
Wahnwitzige, Poeten und Verliebte
Besteh'n aus Einbildung. Der eine sieht
Mehr Teufel, als die weite Hölle fasst;
Der Tolle nämlich. Der Verliebte sieht
Nicht minder irr, die Schönheit Helenas
Auf einer äthiopisch braunen Stirn.
Des Dichters Aug', in schönem Wahnsinn rollend,
Blickt auf zum Himmel, blickt zur Erd' hinab,
Und wie die schwangre Phantasie Gebilde
Von unbekannten Dingen aus gebiert,
Gestaltet sie des Dichters Kiel, benennt
Das luft'ge Nichts, und gibt ihm festen Wohnsitz.

Mitteilungen.

I.

Ein charakteristischer Kindertraum.

Von Professor Dr. **James Putnam.**

Ein etwa 26jähriger Student der Medizin erzählte mir folgenden Traum aus seiner Knabenzeit, dessen Interesse darin liegt, dass er die unbewussten Gedanken und lebhaften Gefühle eines gesunden, wenn auch vielleicht erregbaren Kindes im bedeutsamen Alter von ca. 3—4 Jahren wiedergibt:

Der Kleine befand sich — im Traum — in einer grossen, leeren Halle; er fühlte sich allein, als wie verloren, und beschäftigte sich damit, seine Eltern zu suchen. Da kam ihm auf einmal ein grosser Mann entgegen, welcher eine Uniform mit Metallknöpfen trug und den er (beim Erzählen des Traumes) als einen Polizeibeamten bezeichnet.

Dieser Herr führte ihn in das nebenliegende Zimmer, wo sich zwei Särge befanden. Es wurde ihm erzählt, dass diese Särge die Leichen seiner zwei Tanten enthielten, welche in der Tat seiner Mutter (ihrer Schwester) sehr ähnlich sahen, und die ihm sowie (wenigstens später) seine Mutter sehr lieb waren. Dann wurde einer von diesen Särgen aufgemacht, und der Junge sah, dass er ganz voll von Blut war; zur selben Zeit wurde ihm gesagt, dass der Körper seiner Tante darin liege. — Weiteres vom Traume erinnert er nicht.

Was die persönliche Geschichte des Träumers anlangt, kann nur wenig berichtet werden, da keine Gelegenheit bestand, in die Geheimnisse seines Lebens einzudringen; er hatte den Traum nur aus wissenschaftlichem Interesse erzählt. Nur so viel gab er noch an, dass, soweit er wisse, die Mutter es gewesen sei, die auch von Anfang an der von ihm bevorzugte Elternteil gewesen sei, die er sehr lieb gehabt und an der er auch später immer mehr oder weniger gehangen haben soll.

Aber auch ohne tiefergehende Angaben über die näheren Verhältnisse, darf man wohl behaupten, dass der nur 3—4 Jahre alte Junge leidenschaftliche Gefühle irgend einer Art seinem Vater und seiner Mutter entgegengebracht haben muss, welche so stark waren, dass sie sich im

Traume nur durch das Symbol von grimmigen Todeswünschen entsprechend ausdrücken liessen.

Die der Mutter ähnelnden Tanten dürfen wir wohl mit der Mutter identifizieren, während der grosse, militärähnlich angetane Herr als der Vater anzusehen ist.

Ob der ganze Traum vom — im Interesse einer frühzeitigen Vaterliebe — umgekehrten Ödipus-Komplex abzuleiten; ob der Todeswunsch sadistischer Ausdruck starker Liebesleidenschaft gewesen ist; ob endlich die grosse Halle als Mutterleib, die Rettung durch den Vater als Geburt zu deuten wäre, wage ich nicht zu entscheiden. Vielleicht kamen verschiedene, konkurrierende Gefühle und Gedanken in Betracht.

Das Interesse an der Sache liegt darin, dass der Traum in mancher Beziehung typisch erscheint, und dass er auf das kleine Kind einen so mächtigen Eindruck machte, dass er die ganze Zeit im Gedächtnis blieb.

Was den äussern Anlass des manifesten Traums betrifft, sei hervorgehoben, dass der Junge am Tag vor dem Traume von den Eltern auf einer Reise durch die ungewöhnlich geräumige Eisenbahnstation einer grossen amerikanischen Stadt geführt wurde, wo er vielleicht einige Zeit auf den Zug warten musste. Diese Tatsache mag dem Kinde später von den Eltern erzählt worden sein; den Traum aber muss er tatsächlich geträumt haben, wenn auch seine Deutlichkeit teilweise späteren Erzählungsversuchen zu verdanken sein mag.

II.

Das Kind, wie die Gebrüder Margueritte es schildern.

Von Dr. **A. Maeder** (Zürich).

Das Kind wurde bekanntlich erst im 18. Jahrhundert „entdeckt". Sehr weit ist jetzt noch die Erforschung der Kinderpsyche nicht gekommen; in den Köpfen der Pädagogen und Psychologen spukt jetzt noch zu viel die Vorstellung, dass das Kind ein „Homunculus" sei, ein Erwachsener in kleinen Dimensionen. Die Psychoanalyse hat indirekt ein schönes, wenn noch wenig umfangreiches Material zur Bekämpfung dieser irrigen Anschauung geliefert. Man traut ihr aber nicht; Eltern und Pädagogen haben Mühe zuzugeben, dass die Kinder nicht nach ihrem frommen Wunsche gebaut und nicht aus lauter Tugenden zusammengesetzt sind. Die sogenannte Unverdorbenheit und Naivität des Kindes ist, wie gewöhnlich aufgefasst, ein Missverständnis. Man könnte mit dem gleichen Rechte sagen, dass ein „Wilder" unverdorben sei. Der Ausdruck passt einmal nicht. — Auf der anderen Seite geht Stekel meiner Ansicht nach zu weit, wenn er vom Kinde sagt, es sei „universell-kriminell" angelegt. Es ist ein recht unglücklicher Ausdruck, für etwas Richtiges allerdings. Wir brauchen aber für den Begriff keinen neuen Ausdruck, da der bisher gebräuchliche Terminus „amoralisch" absolut zutreffend ist. Das Kind ist weder moralisch noch unmoralisch, sondern amoralisch; es steht im Anfang der ontogenetisch abgekürzten Wieder-

holung der kulturellen Entwickelung. In diesem undifferenzierten Stadium gibt es noch keine Verbrechen und keine Kriminellen. Die Auffassung „das Kind sei universell-kriminell angelegt" ist als eine Projektion der Verhältnisse des Erwachsenen in die Psyche des Kindes aufzufassen.

Meine Absicht ist nicht länger zu polemisieren, ich will viel lieber den grossen französischen Schriftstellern, den Gebrüdern „Margueritte" das Wort lassen, welche uns Interessantes über die Kinderseele zu erzählen wissen. Vor über 15 Jahren haben sie zusammen ein kleines Buch „Poum" betitelt herausgegeben, welches die Schilderung des Seelenzustandes eines kleinen Knaben bis zum Eintritt in das „Lycée" enthält. Ich habe Anhaltspunkte, um anzunehmen, dass es sich zum guten Teil um autobiographische Schilderungen handelt. — Interessant ist es, festzustellen, dass die Psychologie des Knaben Poum genau dieselbe ist, welche wir aus den schönen Analysen von Freud und Jung kennen, sie entspricht ganz und gar den Anschauungen, welche man über das Kind nach der Psychoanalyse der Neurotiker gewinnt.

Ich zitiere aus dem schönen Buch einige charakteristische Stellen, kann aber nur den Lesern des Zentralbl. empfehlen, das Original selbst zu lesen. Zum Kapitel „Grausamkeit": Der Vater hat Poum gedroht, ihm das Halsband des Hundes anzulegen, wenn er mit den unpassenden Kopfbewegungen und Grimassen nicht aufhört; P. lässt es natürlich soweit kommen; in Gegenwart des Kutschers, welcher verschmitzt lacht, wird P. mit dem Halsband versehen, worüber er wütend ist. Er irrt rasend im Garten herum und schafft seiner Wut einen Ausweg durch Phantasien grausamen Inhalts. Er wünscht, dass den Kutscher zur Strafe für sein Lachen seine eigenen Pferde auffressen möchten. Der Vater wird nicht besser behandelt; P. stellt sich vor, das Haus brenne, und der Vater werde darin lebendig verbrannt. Dann kommt die Korrektur: Nein, er wird nicht verbrannt, er hat aber eine furchtbare Angst. — P. war zu Ostern schön beschenkt worden; beim Mittagessen wurde ihm ein drittes Stück Kuchen verweigert, da er schon zu viel gegessen hatte. Er fühlt sich sehr gekränkt, das Verweigerte erscheint ihm besonders wünschenswert, er schmollt und phantasiert. Vater, Mutter, das Mädchen, der Hausdiener, alle kommen ihm wie persönliche Feinde vor, es sind böse, hinterlistige, grausame Peiniger, welche nur Lust daran finden, ein unschuldiges Kind zu plagen. Er verdammt sie alle. Er träumt davon, sie zu vernichten und zu zerstäuben; der Boden könnte z. B. einstürzen, oder eine Überschwemmung sie alle zusammen wegraffen; ein Brand sie verzehren oder sie könnten an einem Hasenknochen ersticken. — Es geht übrigens nicht lange, bis P. sich an das feierlich gegebene Versprechen erinnert, ihm am gleichen Abend von dem Fruchteis zu geben, er wird darüber selig und vergisst seine Rache. . . . P. ist in ein gleichaltriges kokettes Mädchen (ca. 5 Jahre) „verliebt". Bei einem Besuche benimmt sie sich kühl zu P., aber sehr entgegenkommend einem etwas älteren Knaben gegenüber. Die Gebrüder M. schildern diese Eifersuchtsszene glänzend; am Ende derselben stürzt sich der vernachlässigte P. mit furchtbarer Wut auf den Rivalen, kratzt und prügelt ihn derart, dass die Beiden auseinandergebracht werden müssen. — Die Autoren heben die von ihnen selbst genannte „unbewusste Grausamkeit" der kleinen Zette und ihre Koketterie hervor. Dies zum Thema der Grausamkeit. Obiger Passus über die Verfolgung seitens der Umgebung,

als der Kuchen ihm verweigert wird, ist eine hübsche Illustrierung der einen der zwei Entstehungsmöglichkeiten der Verfolgungsideen, welche ich im theoretischen Teil meiner psychologischen Untersuchungen an Dementia Praecox-Kranken[1]) beschrieben habe. Die Frage der Eifersucht erfährt noch eine Behandlung, bei der Erzählung der Geburt eines Geschwisterchens. P. war seit einigen Monaten für die Ankunft einer kleinen Schwester vorbereitet worden. Der Gedanke war ihm angenehm, denn er wünschte sich eine lenkbarere Spielgefährtin als die kleine Zette. Letztere behandelt ihn nämlich wie einen „chevalier servant"; er hat ihr Spielzeug, ihre Vesper zu tragen, sie befiehlt in allem, er hat ihr Diener zu sein. Genug davon; wenn er eine kleine Schwester bekommt, welche um mindestens einen Kopf kleiner sein muss wie er, wird er selbst der Herr sein. Dafür wird er sie gegen Hunde und sonstige bösen Tiere schützen. — Statt der gewünschten Schwester kommt aber ein Brüderchen, „ein anderer Poum", wie das Dienstmädchen ihm meldet. Grosse Aufregung und Zorn, „ich will ihn nicht, was will er hier?" Sein Gefühl zeigt er allerdings nur vor dem Dienstmädchen; vor den Eltern ist er still, schweigsam, wohl erzogen; er lässt sich von der Mutter küssen und vor das Bett des Ankömmlings führen. Schon der Anblick „seiner" Wiege, welche wieder besetzt ist, ärgert ihn; er sagt nichts, denkt aber um so mehr. Dieses rote hässliche kleine Ding sollte ein zweiter Poum sein, niemals! Dass er die Aufmerksamkeit und Liebe seiner Eltern mit dem Kleinen zu teilen haben wird, ahnt er mit Schmerz. Die Konstatierung, wie unbedeutend der Rivale ist, beruhigt ihn etwas; er betrachtet dieses kleine Häufchen Fleisch mit Hochmut und etwas Mitleid.

Die Einstellung des kleinen Helden zum Vater und zu seinen Surrogaten wird sehr treffend skizziert. P. hat eine grosse Achtung vor seinem Vater, welche des Charakters des Mystischen nicht entbehrt. Er bewundert ihn sehr in seiner Offiziersuniform und ist sehr stolz auf ihn. „Kommandiert er nur seinem Regiment oder verfügt er auch über den Regen und den Wind, befiehlt er allen Bewohnern der Stadt und Frankreich? Ist er vielleicht der Kaiser?" Alles unsichere Dinge. Vor ihm hat er jedenfalls eine grässliche Angst. Der Vater wird von einem Nimbus umgeben.

Die Mutter ist schön und lieb, aber schwer nahbar; es ist eine grosse Begünstigung für P., wenn er sie vor einer Gesellschaft in Toilette sehen darf. Sein Gefühl wird der schönen Cousine (ca. 18 jähr. Mädchen) zugewendet, welche selbst gern als Mutter und Schutzengel fungiert. Die Übertragung auf die schöne „Mad" hat entschieden den Charakter einer Verliebtheit, wie übrigens die Übertragung auf Zette auch (siehe z. B. die Schilderung der Gefühle unseres Helden für den Fuss der Kleinen). Nach einer Rettungsszene, in welcher Poum die Cousine umarmt und sich dicht an sie anschmiegt, macht er ihr sogar den Vorschlag, sie, wenn er grösser ist, zu heiraten.

Auf einen letzten Punkt möchte ich noch die Aufmerksamkeit der Leser lenken. Die Gebrüder Margueritte erkennen sehr richtig die enorme Bedeutung des Phantasielebens beim Kinde. Sie schildern diese eigenartige Mischung von Wirklichkeitssinn und Phantasie, die entstellende

[1]) Jahrbuch für Psychoanalyse. I. Bd. II. Hälfte. Deuticke, Wien.

Macht des Wunsches, die egozentrische Einengung etc.[1]) an klaren Beispielen.

Poum wird nicht als ein „besonderes Kind" dargestellt. Er zeigt sich so, wie die nicht Voreingenommenen unserer Zeit die Kinder sehen. Wieder einmal haben die Ärzte und Psychologen von Fach Gelegenheit zu konstatieren, dass die Künstler intuitiv viel tiefer in die menschliche Seele hineinblicken wie sie selbst, und den Menschen der Wissenschaft wertvolle Anregungen geben können.

III.

„Prinzipien der Charakterologie[2])."

Von **Gaston Rosenstein** (Wien).

Entwurf eines Systems der Charakterkunde unter Betonung bestimmter prinzipieller, zum Teil ganz neuartiger Gesichtspunkte. Die einleitende Kritik des bisherigen Psychologiebetriebes erklärt die herrschende Psychologie für unfähig zur Lösung aller irgendwie belangreicher Menschheitsfragen, als „lebensdünne Ausgeburt der Durchschnittsverständigkeit, sobald man sie nimmt, als wofür sie sich gibt: eine Wissenschaft vom Innenleben" (S. 8). Sie ist eine Sonderform der Erkenntniskritik; ihr Gegenstand bildet nicht der Mensch, sondern der „rationale" Mensch und der Beweggrund ihres Forschens ist nicht das „psychologisch" pointierte Interesse am L e b e n, sondern das „logische" am Vermögen des Denkens und Wollens.

Die Psychologie, wie sie sich heute darstellt, als Analyse der Bewusstseinsphänomene, wird niemals zum „Charakter", zur Totalität vordringen können. „Man muss das Ganze haben, ehe man es mit Erfolg unternimmt, die Teile zu erforschen. Man kann wohl jenes in diese zerlegen, nicht aber umgekehrt jemals aus diesen jenes zusammensetzen, es sei denn, dass man aus ihm für den Gang der Zusammensetzung die leitende Vorstellung schon gewonnen hat. Alle grossen Entdecker empfingen den schöpferischen Antrieb aus der Totalität des Geschehens" (S. 13). Angesichts der Ratlosigkeit vor dem Unbewussten und bei dem völligen Versagen der bisherigen Psychologie vor dem Problem der Individualität oder vor der Mannigfaltigkeit von Zeiten, Völker und Kulturschichten soll eine neue Behandlung des Stoffes angebahnt werden, die ihre Aufgabe im Verstehen der ganzen Formenfülle des psychischen Lebens sucht und dabei die bleibenden psychischen Dispositionen erforscht und beschreibt.

Die Seele als Substrat gewisser Vorgänge des Innenlebens ist der

---

[1]) Poum hat entschieden eine Ader für das tragische Empfinden; er unterzieht sich den Plagereien und dem Terrorismus des Veters gern; das Schauern vor dem Ungetüm der Apokalypse, an welches er doch nicht glaubt, ist von einem entschiedenen Lustgefühl begleitet, er erlebt gern etwas schreckliches, wie die Zuschauer des volkstümlichen Melodramas.

[2]) Von Dr. L u d w i g K l a g e s, Joh. Ambros Barth, Leipzig 1910. Verfasser der „Probleme der Graphologie", ref. im Zentralbl. f. Psych. Anal. Bd. I. H. 10/11.

Zelle vergleichbar. Die heutige Bewusstseinspsychologie entspricht der Erläuterung chemischer Prozesse an den Lebensvorgängen und sieht somit ganz ab von der speziellen Eigenart des zu Beschreibenden. Der Erfolg dieser neuen Bemühungen soll ein von moralischen Orientierungen freies System sämtlicher psychischer Dispositionen sein, das sich fähig erweisen soll zur Erfassung der Geistigkeit fremdester Völker und heterogenster Geschichtsepochen. Ausserdem sollen die Wege gebahnt werden zum Verständnisse der Gesetze, nach welchen gewisse Eigenschaften zusammengehören, andere nicht (z. B. die nahe Beziehung von sanguinischem Temperament und Euphorie, die Dissonanz von psychologischer und mathematischer Begabung usw.).

Man erkennt aus dieser Einleitung die interessante Fragestellung und das präzise Ziel, das der Verfasser für die neue Disziplin feststellt. Das vorliegende Werk gibt einstweilen nur einen Grundrissentwurf und bezweckt somit keineswegs die Lösung alles dessen, was oben als Gegenstand der Forschung postuliert wurde.

Charakter wird im allgemeinsten Sinne von Persönlichkeit begriffen. „Persönlichkeit ist das zum Konkretum Person gehörige Abstraktum und hat insoferne das Merkmal der Einheit" (S. 19). Persönlichkeit ist psychische Einheit. Ohne der eventuellen Kritik vorzugreifen, konstatieren wir also erstlich die ausgesprochene Zugehörigkeit des Verfassers zu einer „synthetischen" Psychologie und somit die ausdrückliche Gegensätzlichkeit zu jenen Auffassungen, die von den englischen Empirikern ausgehend, also von Locke bis Mach, eine Ich-Einheit negieren.

Die Untersuchung des Charakters ergibt eine Teilung in drei Zonen mit von Grund aus verschiedenen Gesetzlichkeiten. Zunächst die Anlage zur Aufnahme, zur Bewahrung und zur Assimilierung psychischer Inhalte. (Materie des Charakters.) Ferner die Summe aller Triebfedern oder Gefühlsanlagen, die die Rangordnung der Motive des Handelns und des Strebens abgeben (Qualität des Charakters); endlich jene Dispositionen, welche die verschiedenen Verlaufsformen der Innenvorgänge bedingen — bei gleichen Triebfedern und Zielvorstellungen. (Struktur des Charakters.) Zur Illustrierung diene folgendes: zur Materie des Charakters gehören Talente, Begabungen, kurzum Fähigkeiten. Der Qualität entsprechen die Strebungen, das Interesse. Bei ausgezeichnetem Gedächtnis kann der Antrieb fehlen, es zu benützen; es kann umgekehrt erhebliches Interesse mit mangelnder Anlage zu dessen Betätigung verbunden sein. (Redensart von den „guten Leuten" und „schlechten Musikanten".) Zum Vergleich der Anlagen sind gleiche Übungsprämissen erforderlich. Die Struktur berührt sich zum grossen Teile mit der gebräuchlichen Wendung Temperament. Der gleiche psychische Vorgang kann rasch oder langsam, fliessend oder intermittierend verlaufen. Man versteht z. B. mit dem sprachlichen Ausdrucke temperamentvoll oder -los bekanntlich weder die vorhandenen Vorstellungen noch die Strebungsrichtungen, die in beiden Fällen die gleichen sein können, sondern die Heftigkeit und Ablaufsgeschwindigkeit der psychischen Prozesse.

Die Unterteilungen ergeben scharfsinnige Definitionen. Dem Begriff der Materie wird subordiniert: die differenzielle Fähigkeit zur Aufnahme von Vorstellungen und die differenzielle Disposition zur Auffassung und Verarbeitung der Vorstellungsinhalte (Vorstellungs-

kapazität und Auffassungsdisposition). Die Vorstellungskapazität weist zunächst quantitative Unterschiede auf. Jeder Vorstellungsinhalt enthält als Grundbestandteil Reproduktionen früherer Wahrnehmungen, ist somit mit dem „Timbre" des Unbewussten behaftet, aus dem er herauftauchte. Jeder neue Inhalt ist daher bei grossem Fassungsvermögen Teil eines reichen und dichten Gewebes, bei geringem Fassungsvermögen nur Teil eines dürftigen Gewebes. „Es gehört zur eigentümlichen Atmosphäre mancher Menschen, dass sie mit jedem Wort, von ihnen gesprochen, ja schon mit ihrer stummen Gegenwart aus der Fülle schöpfen, während andere, auch wo sie zu breiter Darlegung ausholen, nur einen kümmerlichen Hausrat mühsam ins Licht zu rücken scheinen." Der Autor nennt diesen Unterschied den des Vollen und Leeren. Ein weiteres Einteilungsprinzip hinsichtlich der Vorstellungskapazität ist der Deutlichkeitsgrad. Es gibt Geister, denen jede Erinnerung in beinahe sinnlicher Frische auftaucht und andere, die für keine mehr als ein blosses Schattenbild aufbringen. Meistens ist die sinnliche Mangelhaftigkeit ersetzt durch bessere Fähigkeiten zum abstrakten Denken. Wir haben den sensuellen und spirituellen Menschen. Weiter wird unterschieden der Grad der Mobilität: — rascher Vorstellungsablauf, bzw. Haften am Vorstellungsinhalt (in den pathologischen Extremen: Ideenflucht und Verbohrtheit). Der vierte Einteilungsgrund beruft sich auf die Verschiedenheit in der Qualität des Unbewussten, in der grösseren oder geringeren „Resonanzfähigkeit des Bewusstseinshintergrundes", es wird der nach „aussen gekehrte" Geist mit dem „flacheren" Bewusstseinshintergrund gegenübergestellt dem nach „innen gekehrten" Geist mit dem Merkmal der Tiefe. „Man verfügt z. B. als ein grosser Gelehrter über den reichsten Vorstellungsschatz und kann doch zugleich beanlagt sein, den neuen Inhalt mit jener nackten Bestimmtheit und schleierlosen Deutlichkeit ins Bewusstsein aufzunehmen, die in der Nähe eines webenden und quellenden Unbewusstseins nicht existenzfähig wäre." Die Tiefe des Unbewusstseins führt im Extrem zur Anpassungsunfähigkeit; die vorwaltende Extensität kennzeichnet in der gesunden Mittellage den praktisch anstelligen und „frischen" Kopf[1]).

Diese Unterscheidungen bezogen sich auf die Aufnahmefähigkeit; daneben wird wie oben erwähnt die Anlage zur apperzeptiven Verarbeitung behandelt. Gegensätzliche Typen sind hier vornehmlich gekennzeichnet durch das Vorwalten des assoziativen Geschehens auf der einen und der apperzeptiven Tätigkeit auf der andern Seite. (Geistige Passivität und Aktivität.) „Die geistige Aktivität wird von den uns bekannten Modalitäten der Logik, seine Passivität von den uns so gut wie unbekannten der Assoziation beherrscht" (S. 48). Von den dazu gehörigen Eigenschaften finden wir korrespondierend: Phantasie, Intuition, Dialektik, Kombinationsgabe. Auch die Gegensätze des konkreten und abstrakten Kopfes gehören hierher, Hand in Hand gehend mit dem Unterschiede der Vorstellungskapazität für sinnliche Deutlichkeit. „Konkrete

[1]) Eine ganz überraschende Analogie dieser Unterscheidungen (sowohl der Beweglichkeit der Vorstellungen als der Qualitäten der Flachheit und Tiefe) mit den in der Psychiatrie wirklich ganz vereinzelt dastehenden, bedeutsamen charakterologischen Untersuchungen von Otto Gross bestätigt, die Richtigkeit des Geschehenen. Siehe Otto Gross: „Die Sekundärfunktion", „Über psychopathische Minderwertigkeiten".

Köpfe können ein gutes Gedächtnis für Namen, Zahlen, Anekdoten usw. haben und erweisen sich oft als ebenso geschickt in der Beurteilung des einzelnen Falles wie unfähig zur Formulierung der sie leitenden Prinzipien, wohingegen ausgesprochen abstrakte bei grossem Reichtum an Allgemeingedanken nicht selten versagen, sowohl im Behalten von „Tatsachen" als auch in der Anwendung eines Grundsatzes auf den einzelnen Fall." Die Vorbedingungen für bildende Kunst, Geschichte einerseits, Mathematik, Philosophie andererseits sind darin enthalten.

Alle diese kurz skizzierten Gegensätzlichkeiten (die man sich natürlich in kontinuierlichen Skalen und untereinander kombiniert vorstellen muss) bezogen sich auf das Material der Psyche, das Vorstellungsleben. Die obenerwähnte zweite Zone des Charakters, seine Struktur, führt zur Lehre vom Temperament, als deren einen wichtigen Faktor. Hier beurteilen wir den Ablaufsmodus der inneren Tätigkeit, den Vorgang des Strebens, nicht aber dessen Motive und ohne Rücksicht auf die Summe der verfügbaren psychischen Kraft. Vielmehr ist die persönliche Reagibilität gemeint, die auf dem individuell konstanten Verhältnisse von Grösse der Triebkraft zur Grösse des Widerstandes, nicht aber auf der Grösse beider Faktoren beruht. Die Voraussetzung ist somit, dass das Verhältnis variabel für verschiedene Menschen, aber für jedes einzelne Individuum konstant sei. Oder genauer ausgedrückt: dass das Verhältnis ein charakteristisches Maximum und Minimum nicht überschreite.

Die verschiedenen Charakterunterschiede ergeben somit doppelte Reihen. Grosse Reaktionsleichtigkeit aus Stärke der Triebkraft oder aus Schwäche des Widerstandes, umgekehrt Schwerreagibilität aus Stärke des Widerstandes oder Schwäche der Triebkraft. Aus diesen Skalen werden z. B. begreiflich: die Sanguiniker mit kräftigstem Zielbewusstsein und andere, die launisch und verführbar sind; ferner Phlegmatiker mit wirklicher Trägheit und Interesselosigkeit und andere, die zwar schwer reagieren, aber mit Wucht, wenn sie erst einmal Feuer fingen. Die überlieferten Bezeichnungen des cholerischen und melancholischen Temperaments entsprechen hingegen Kombinationen der Anlagen zu einer gewissen Ablaufsweise mit Gefühlsdispositionen, die Kombinationen werden übrigens unter Zuziehung der weiteren Gegensätzlichkeiten von Stimmung und Affekt äusserst mannigfaltig und vielfach gegliedert.

Es gelangt nun das Gebiet der Triebfedern, der Gefühlsanlagen selbst zur Besprechung. Von teilweise schon bekannten psychologischen Tatsachen ausgehend, betritt der Verfasser hier plötzlich metaphysisches Terrain, von wo aus allerdings ganz neue Gesichtspunkte gewonnen werden, die vom Metaphysischen abgelöst, sehr brauchbaren, am empirisch Gegebenen verifizierbaren Erkenntnissen die Richtung geben.

Das Streben kann ein fühlendes oder wollendes Streben sein. Erst dann, wenn Gefühle zu ausschlaggebenden Motiven unseres Handelns werden, verwandelt sich ein Wunsch in ein Wollen. Es ist nämlich nicht jedes Ziel auch bezweckbar. Man hofft wohl auf gutes Wetter, aber man beabsichtigt es nicht. Der Wille sieht das Ziel auf dem Umwege über das Mittel zu dessen Verwirklichung und ist daher an den Zusammenhang der Erfahrungswelt gebunden. Der Wunsch kann erst zum Wollen werden durch die Apperzeption der Erfahrungsnieder-

schläge, um die das Gefühl ganz unbekümmert war. Die Erfahrung kommt aber selbst erst durch den Akt der Apperzeption zustande, durch die Fähigkeit des Fixierens, also des Heraushebens bestimmter Wahrnehmungs- und Vorstellungselemente aus einer ungeordneten Anzahl disparater Inhalte. Ohne weiter diese in der Literatur schon festgelegten erkenntnis-psychologischen Tatbestände zu verfolgen, sei nur darauf verwiesen, dass der Autor auch auf dem Gebiete des Strebens die gleichen Prozesse feststellen will. Der Wille hebt aus dem Bereiche des Wünschbaren das Bezweckbare hervor, er bindet, reguliert das Streben, schränkt somit seinen Spielraum ein. Der Wille ist limitiertes Streben und wird als „universelle Hemmtriebfeder" gedacht.

Der Wille hat somit zwei Merkmale: Erstlich den Charakter des Bindens und Fixierens bestimmter Inhalte und Ziele, zweitens das auch sonst einleuchtende des Sichbemühens. Im Gegensatze dazu ist das fühlende Streben passiv und masslos. Eine Anzahl sprachlicher Formen wird zur Illustrierung herangezogen. Es ist vom Überschwang der Gefühle die Rede, hingegen von Anspannung des Willens. Man spricht, dass man sich gehen lasse, wenn man seinen Gefühlen folgt, hingegen von festem Willen und diesem innewohnender „Beherrschung". Erheblich für die prinzipielle Auffassung des Autors sind vornehmlich die Merkmale des Aktiven und Passiven. „Wir haben den Willen und werden gehabt vom Gefühl. Die Begierde zwingt, die Bewunderung ergreift, die Wut packt. Der Affekt — ein unbekanntes „Es" und „Ausser" mir — bewegt mich, der ich meinerseits wieder Beweger meines Willens bin. Er kann dem Gefühl, sei es folgen, sei es widerstreben, nicht aber agierend hervorrufen, was vielmehr unter Verzicht auf Aktivität ein Geschehenlassen und Erleiden wäre." (S. 70.)

Die weiteren Argumentationen verlassen vorübergehend das empirisch-psychologische Terrain und geraten auf erkenntnistheoretisches und ontologisches Gebiet. Wir übergehen die Versuche einer Beweisführung, die ohnehin sehr kärglich ausfallen und sich vornehmlich auf die uns unmittelbar gewisse Identität des Ich stützen. — Der Wille resultiert dann aus diesen Betrachtungen als ein Vermögen des Ich; das Streben des Ich ist das Streben nach Perpetuierung des Daseins, also „Trieb nach Erhaltung des Ich-Seins". Dazu muss zweierlei begriffen werden. Erstens: Es wird ein „personelles Ich" vom „generellen Ich" unterschieden, erstes als mit der Zeitlichkeit behaftete Erscheinungsform des letzten aufgefasst; der Trieb nach Erhaltung des Ich-Seins ist somit nicht bloss „Selbsterhaltungstrieb", sondern zielt auch auf das generelle Ich, auf alle Personen schlechthin (rationale Ethik, Pflicht, kategorischer Imperativ). Zweitens: der „Trieb nach Erhaltung des Ich-Seins" ist nur der eine Pol im psychischen Leben, der andere Pol erscheint in der Wirksamkeit einer zweiten „psychischen Substanz": „Drang nach Hingebung des Daseins." Diese zuerst sehr befremdende Form einer Bipolarität der Persönlichkeit versucht der Verfasser durch gewisse Erfahrungen und durch Vorführung des Beispiels aus der Antike dem Verständnisse näherzubringen. Man werde z. B. durch den Anblick eines geeigneten Gegenstandes (z. B. die untergehende Sonne, die Gestalt der Geliebten) gefesselt. „Da mag es vorkommen, dass der Betrachter im Betrachteten versinkt." (Das Gefühl soll, nach dem Autor, wenigstens im Ansatze von jedem erfahren werden können.) „Es

erlischt dann vor der Allgewalt des Bildes das Ich-Gefühl. . . . . Ein vollkommen „Schauender" weiss von keinem Dasein mehr, hat sich vergessen und ist dennoch — weit entfernt von Bewusstlosigkeit — in einem Zustande des Erglühens, mit welchem verglichen der erhabenste Denkinhalt verblasst." (S. 72.) Diesen Rausch hat mit voller Stärke nur die Antike erlebt. — Tiefe Erregung der Sinne bereitet die Ekstase — buchstäblich das „Aussersichsein" — vor. (Man ist z. B. in dem Anblicke des Meeres „aufgegangen".)

Die Theorie postuliert nun für jedes Gefühl den ihm innewohnenden Selbsthingebungstrieb. Auch hier wird das Widerstrebende dieser Fassung vom Autor nicht verkannt. Hass, Habsucht erscheinen nämlich durchaus als egoistische Leidenschaften und sind es auch. Nur sieht der Verfasser in jedem Fühlen zwei entgegenstrebende Tendenzen, die eine zielt zum Ich und damit zum Willen und zur Handlung, die andere Richtung strebt vom Ich fort zum „Aussersich", d. h. zur Aufhebung der Person. Die Sprache bezeichnet entsprechende Gefühlsintensitäten mit „Sucht": Habsucht, Herrschsucht, Rachsucht und bringt damit das jeder Leidenschaft Eigentümliche zum Ausdruck: die Person zu gefährden. Am augenscheinlichsten wird der entselbstende Charakter, der Hingebungstrieb, in der Liebe. Der genannten Bipolarität ist es aber zuzuschreiben, dass auch „die Hochgefühle der Liebe und Inbrunst einen Unterton tiefen Wehes niemals vermissen lassen".

Die Bipolarität des psychischen Geschehens auf ihrer Grundlage einmal festlegend, geht der Autor über zur Ausarbeitung eines Systems möglicher Triebfedern und entsprechender Charaktermerkmale. Das Prinzip der Bipolarität bedingt meistens schon an sich die schismatische Dualität der Persönlichkeit. Nur wenn statt des Gegeneinander beider „Substanzen" ein Miteinander wird, ergibt die Totalität den harmonischen, ebenmässigen Charakter.

Je nach dem Vorwalten des einen oder anderen Prinzipes tritt der Selbsterhaltungs- oder der Selbsthingebungstrieb mehr in Erscheinung. Beim ersten wird abgegrenzt der Selbsterweiterungstrieb (die aktivere Form des Eigennutzes, der Herrschsucht und des Ehrgeizes), von dem Selbstbewahrungstrieb (die passivere Erscheinung der Vorsicht und Wachsamkeit) und von den reaktiven Formen, d. h. dem bloss auf äusseren Anreiz hin in Wirksamkeit tretenden Selbstwiederherstellungstriebe. (Vergeltungsbedürfnis, Grausamkeit, Neid, Heimtücke.)

Der Gegenpol äussert in der aktiveren Form die Begierde, in der passiveren Gestalt Liebefähigkeit, Inbrunst, Aufopferungsfähigkeit, in der reaktiven Form endlich Mitgefühl und Teilnahmefähigkeit.

Verdeutlicht man sich entsprechend der bipolaren Formel statt der Stärke des Triebes die Schwäche der gegenpolaren Hemmung, so ergeben sich Charaktere mit Mangel an Hingebungstrieb und solche mit Mangel an Selbsterhaltungstrieb; hierzu gehörig: Uneigennützigkeit, Selbstlosigkeit, Sorglosigkeit, Härte, Erbarmungslosigkeit, Hinreissungsunfähigkeit.

Das Lebensgefühl der „Ich"-Charaktere schwankt zwischen „Erfolg" und „Misserfolg", das der „Gefühlscharaktere" zwischen Freude und Trauer. — — — — — —

Ich habe den Inhalt in den wesentlichen Zügen darum etwas breiter ausgeführt, weil ich glaube, dass entgegen den meisten anderen

fach-psychologischen Erscheinungen hier vieles auch für psychoanalytische Gedankengänge Brauchbares vorliegt und zwar sowohl im positiven, wie im negativen Sinne. Dessenungeachtet möchte ich aber zuerst in einigen Worten den Vorwürfen begegnen, die der Autor dem herrschenden Psychologiebetriebe macht. Die Unbekanntschaft mit „niedrigen" Trieben und Leidenschaften stimmt wohl, der Vorwurf aber, die Psychologie sei eine Sonderform der Erkenntniskritik, ist ganz unberechtigt, sobald man sich nur einmal entschliesst, unter Psychologie nicht bloss die deutsche Psychologie zu verstehen; schon Lipps kann in den Vorwurf nicht miteinbezogen werden und unter den nicht-deutschen Psychologen ist z. B. Pikler's Lehre[1]) nichts weniger als „rational". Höffding's Lehrbuch, das z. B. von den Affekten und dem Unbewussten schon in ganz anderer Art Kenntnis nimmt als z. B. Wundt, ist vom Rationalismus ebensoweit entfernt als die Franzosen Janet und die Theoretiker und Praktiker des Hypnotismus, Bernheim, Liébault. Nur wenn die ganz spezielle Konzeption des Gefühls als einer dem Willen polaren Erscheinung gemeint ist, hätten jene Einwände gegen die herrschende Wissenschaft einen Sinn, aber das kann der Autor nicht gemeint haben, da er doch nicht erwarten kann, eine von ihm erst gefasste Konzeption schon vorzufinden. — Die Beschäftigung mit der Psychoanalyse hätte übrigens den Autor die sonst mit Recht vermisste Bekanntschaft mit „niederen Trieben" in grosser Breite vorfinden lassen.

Die scharfe Beobachtung und Begriffsfassung in der Klarlegung von Persons- und Merkmalsverschiedenheiten zeichnet das Buch vornehmlich aus und befähigt es in vielen Punkten, wirklich Grundlage einer Charakterologie zu werden. Auffallend ist der Mangel jeglichen biologischen Hinweises. Für den Autor selbst bedeutet es wohl keine Unterlassung, sein Bekenntnis liegt klar vor uns: „Die entwickelungsgeschichtliche Richtung ist weder die einzig mögliche, noch wird sie alle geistigen Phänomene jemals zu erklären hinreichen. Wir müssen uns mit dem Gedanken befreunden, dass bei gewissen Stufen einer genetischen Reihe neue Kräfte einschiessen . . . . wir dürfen nicht jener petitio principii verfallen, die für alles Menschliche nur eine Notwendigkeit gelten lässt." (S. 33.) Das klingt ähnlich dem „Einströmen der Gnade" bei Weininger. Ich finde nur, dass die immerhin zugegebene eine Notwendigkeit über Gebühr vernachlässigt ist. Wenn dafür, auch ohne den leisesten Versuch einer biologischen Rechtfertigung, Wendungen auftreten wie: Brechung des Ichs zugunsten der Kraftüberlassung an einen ausserpersönlichen Weltinhalt (S. 74) oder (für den harmonischen Charakter): im niemals zu schlichtenden Zwist der Urpotenzen die Pause eines Waffenstillstandes (S. 83), bei denen an die schlimmsten Zeiten Schelling'scher Naturphilosophie erinnert wird, so wird wohl der Verfasser an diesen Stellen bei den Psychologen beider Fakultäten wenig Entgegenkommen finden. Ob daran die „ärmliche Nüchternheit" unserer Zeiten oder nicht doch die bessere naturwissenschaftliche Orientiertheit die Ursache ist, soll unentschieden bleiben. Immerhin: Unsere Unbekanntschaft mit dem Wesen komplizierter Leistungen und Gefühle, die nicht wegzuleugnende Erfahrung der Ich-Identität, der keine empirische Psychologie bisher ganz beikommen

[1]) Siehe vom Referenten: Pikler's Dynamische Psychologie und ihre Beziehungen zur Psychoanalyse. Zentralbl. f. Psych. Anal. Bd. I, Heft 7/8.

konnte, die bisherige Unlösbarkeit des psycho-physischen Problems sind alles Gegenmotive, einer andersartigen Behandlung des Stoffes nicht a priori mit metaphysischer Abneigung zu begegnen. Zudem kommt etwas, das uns gleichzeitig in das engere Gebiet der Psychoanalyse führt. Ich meine nämlich das Problem der psychischen Liebe, das so ganz von Psychologie und Psychoanalyse bis zum heutigen Tage ungelöst geblieben ist. Nicht der Geschlechtstrieb schlechthin ist damit gemeint, sondern jene psychischen Symptome, die der Verfasser nicht unrichtig Selbsthingebung nennt und die sich mit dem Freud'schen Ausdruck „Zuwendung von Zärtlichkeit" teilweise deckt. Versteht doch Freud unter Libido nicht bloss Sexualität schlechthin, sondern auch das im gemeinen Sprachgebrauche „Liebe" genannte. Darüber müsste einmal in breiter Ausführlichkeit gesprochen werden, die Psychoanalyse ist uns bisher vieles schuldig geblieben.

Die Übereinstimmung der vom Verfasser postulierten psychischen Bipolarität mit jenem psychischen Konflikt, der bei Freud sozusagen den Typus des Konfliktes ausmacht, dem Kampf zwischen Libido und Ich-Trieb, liegt auf der Hand und vornehmlich darum habe ich versucht, das Wesen jener prinzipiellen Anschauung etwas deutlicher zu machen. Dass Freud hier intuitiv für den Selbsterhaltungstrieb gerade Ich-Trieb setzte und diesem in scharfer Gegensätzlichkeit alle Formen der Libido gegenüberstellte, ist eine weitere Analogie und vielleicht kein Zufall. Da wir gerade bei den grundlegenden Fragen im Dunkeln sind, mögen Analogien nicht ohne Wert sein. — Die Übersetzung jenes Freud'schen psychischen Konfliktes in den zwischen Arterhaltungs- und Selbsterhaltungstrieb wäre biologisch am gangbarsten und erscheint mir am plausibelsten, weil damit auch die Neurose als die Resultante zweier biologischer Zweckmässigkeiten verstanden werden könnte. Dem steht aber anderseits die rätselhafte Natur der Hingebungsfähigkeit in der Liebe entgegen; Freud selbst hat es bekanntlich stets abgelehnt, Libido mit Fortpflanzungstrieb zu identifizieren. Dass nun gewisse Charaktere das Überwiegen des einen, andere das des entgegengesetzten Faktors zeigen, unterliegt keinem Zweifel und dass es gerade die „Hingebung" ist, die am meisten vom Ich bekämpft wird, haben die Psychoanalysen gezeigt und Adler[1]) hat daraus eine Formel abgeleitet. Freud war der erste, der auch in der Begeisterung und in manchen anderen Gefühlen den Liebesgrundton entdeckte, auch für den Autor ist Begeisterung: Liebe zur Sache.

Von wahrer Tiefe der Menschenbeobachtung zeigt die oben erwähnte Unterscheidung im Ton des Lebensgefühles (Erfolg — Misserfolg, Freude — Trauer). Im ersten Gegensatzpaar wird man den von Adler beschriebenen Typus wiedererkennen. Die tiefgehendste Analogie ist folgende: Der Mangel an Hingebung führt nach dem Autor zum Überlegenheitswillen. Die „kritische Ader" ist ressentiment aus Mangel an Liebe. Wir erinnern uns hier sofort an die Psychologie der Dementia praecox, die dem Mangel an Libido die Hypertrophie des Ichs, den Grössenwahn parallel laufen lässt. — Kurzum: Man kann auch der metaphysischen Betrachtung heuristischen Wert beimessen und das vorliegende Werk darf keineswegs übersehen werden.

[1]) Adler: „Über psychischen Hermaphroditismus" in „Fortschritte der Medizin", Nr. 16, 1910.

Die Bekanntschaft mit den psychoanalytischen Ergebnissen wird für den Autor unerlässlich werden; ohne den notwendigen Begriff der Verdrängung wird eine Fortführung der Gedankengänge von den sich bekämpfenden Trieben nicht mehr durchführbar sein. Das führt uns natürlich auf die weitere Frage der charakterologischen Disposition; denn die Psychoanalyse hat sich bemüht, im Charakter viel eher das Gewordene zu sehen (durch Verdrängung, Reaktionsbildung, Sublimierung [Freud], Minderwertigkeitsgefühle und deren Kompensation [Adler]), als das dispositionell Invariable.

Ich glaube, es können beide Richtungen einander befruchten. Wenn die Psyche der Zelle gleicht, so hätte die Psychoanalyse unter anderem die Aufgabe — um das Gleichnis fortzusetzen — die Entstehung der Zelle zu studieren. Aber sie wird dabei die Dispositionen selbst nicht ganz aus den Augen verlieren dürfen. Es wird ein irreduzibler Rest bleiben, der übrigens bei der Materie des Charakters, den Fähigkeiten ganz unverkennbar ist und mit der Beschreibung der sexuellen Konstitution nicht erschöpft wird. Vielleicht wird sich dann auch das, was der Autor die Struktur nennt, insbesondere jenes Verhältnis von Triebkraft und Hemmung als eine individuell bestimmte Grösse herausstellen. Es wird vielleicht, unbeschadet der Richtigkeit aller analytischen Erfahrungen, erst bei einem gewissen Verhältnisse die Neurose resultieren, bei einem anderen individuellen Werte z. B. die Psychopathie. Die Disposition zur Zwangsneurose wird wahrscheinlich jenem Typus zukommen, dessen Vorstellungsablauf oben als erschwert bezeichnet wurde (Vorwalten des Haftens am Vorstellungsinhalte); kurz, die Forschung wird sich mit der Genese des Charakters beschäftigen, aber den irreduziblen, angeborenen Kern nicht übersehen.

Auch die Therapie kann aus dieser Sachlage Nutzen ziehen, indem sie die Lösungen der Konflikte dem unkorrigierbaren Teil des Charakters anpassen wird.

IV.

Zur Frage der Symbolik in den Träumen Gesunder.

Von Dr. **Alfred Robitsek** (Wien).

Ein von den Gegnern der Psychoanalyse häufig — zuletzt auch von Havelock Ellis[1]) — vorgebrachter Einwand lautet, dass die Traumsymbolik vielleicht ein Produkt der neurotischen Psyche sei, aber keineswegs für die normale Gültigkeit habe. Während nun die psychoanalytische Forschung zwischen normalem und neurotischem Seelenleben überhaupt keine prinzipiellen, sondern nur quantitative Unterschiede kennt, zeigt die Analyse der Träume, in denen ja bei Gesunden und Kranken in gleicher Weise die verdrängten Komplexe wirksam sind, die volle Identität der Mechanismen, wie der Symbolik. Ja die unbefangenen Träume Gesunder enthalten oft eine viel einfachere, durchsichtigere und mehr charakteristische Symbolik als die neurotischer Personen, in denen sie infolge der stärker wirkenden Zensur und der hieraus resultierenden weiter-

[1]) „The World of Dreams", London 1911. S. 168.

gehenden Traumentstellung häufig gequält, dunkel und schwer zu deuten ist. Der in Folgendem mitgeteilte Traum diene zur Illustrierung dieser Tatsache. Er stammt von einem nicht neurotischen Mädchen von eher prüdem und zurückhaltendem Wesen; im Laufe des Gespräches erfahre ich, dass sie verlobt ist, dass sich aber der Heirat Hindernisse entgegenstellen, die sie zu verzögern geeignet sind. Sie erzählt mir spontan folgenden Traum:

„I arrange the centre of a table with flowers for a birthday." (Ich richte die Mitte eines Tisches mit Blumen für einen Geburtstag her.) Auf Fragen gibt sie an, sie sei im Traume wie in ihrem Heim gewesen (das sie zurzeit nicht besitzt) und habe ein Glücksgefühl empfunden.

Die „populäre" Symbolik ermöglicht mir, den Traum für mich zu übersetzen. Er ist der Ausdruck ihrer bräutlichen Wünsche: der Tisch mit dem Blumenmittelstück ist symbolisch für sie selbst und das Genitale; sie stellt ihre Zukunftswünsche erfüllt dar, indem sie sich bereits mit dem Gedanken an die Geburt eines Kindes beschäftigt; die Hochzeit liegt also längst hinter ihr.

Ich mache sie darauf aufmerksam, dass „the centre of a table" ein ungewöhnlicher Ausdruck sei, was sie zugibt, kann hier aber natürlich nicht direkt weiter fragen. Ich vermied es sorgfältig, ihr die Bedeutung der Symbole zu suggerieren und fragte sie nur, was ihr zu den einzelnen Teilen des Traumes in den Sinn komme. Ihre Zurückhaltung wich im Verlaufe der Analyse einem deutlichen Interesse an der Deutung und einer Offenheit, die der Ernst des Gespräches ermöglichte. — Auf meine Frage, was für Blumen es gewesen seien, antwortete sie zunächst: „expensive flowers; one has to pay for them" (teuere Blumen, für die man zahlen muss), dann, es seien „lilies of the valley, violets and pinks or carnations" gewesen (Maiglöckchen, wörtlich Lilien vom Tale, Veilchen und Nelken). Ich nahm an, dass das Wort Lilie in diesem Traume in seiner populären Bedeutung als Keuschheitssymbol erscheine; sie bestätigte diese Annahme, indem ihr zu „Lilie" „purity" (Reinheit) einfiel. „Valley", das Tal, ist ein häufiges weibliches Traumsymbol; so wird das zufällige Zusammentreffen der beiden Symbole in dem englischen Namen für Maiglöckchen zur Traumsymbolik, zur Betonung ihrer kostbaren Jungfräulichkeit — expensive flowers, one has to pay for them — verwendet und zum Ausdruck der Erwartung, dass der Mann ihren Wert zu würdigen wissen werde. Die Bemerkung „expensive flowers etc." hat, wie sich zeigen wird, bei jedem der drei Blumensymbole eine andere Bedeutung.

Den geheimen Sinn der scheinbar recht asexuellen „violets" suchte ich mir — recht kühn, wie ich meinte — mit einer unbewussten Beziehung zum französischen „viol" zu erklären. Zu meiner Überraschung assoziierte die Träumerin „violate", das englische Wort für vergewaltigen. Die zufällige grosse Wortähnlichkeit von violet und violate — in der englischen Aussprache unterscheiden sie sich nur durch eine Akzentverschiedenheit der letzten Silbe — wird vom Traume benützt, um „durch die Blume" den Gedanken an die Gewaltsamkeit der Defloration (auch dieses Wort benützt die Blumensymbolik), vielleicht auch einen masochistischen Zug des Mädchens zum Ausdruck zu bringen. Ein schönes Beispiel für die Wortbrücken, über welche die

Wege zum Unbewussten führen. Das „one has to pay for them" bedeutet hier das Leiden, mit dem sie das Weib- und Mutterwerden bezahlen muss.

Bei „pinks", die sie dann „carnations" nennt, fällt mir die Beziehung dieses Wortes zum „Fleischlichen" auf. Ihr Einfall dazu lautete aber „colour" (Farbe). Sie fügte hinzu, dass carnations die Blumen seien, welche ihr von ihrem Verlobten häufig und in grossen Mengen geschenkt werden. Zu Ende des Gespräches gesteht sie plötzlich spontan, sie habe mir nicht die Wahrheit gesagt, es sei ihr nicht „colour", sondern „inkarnation" (Fleischwerdung) eingefallen, welches Wort ich erwartet hatte; übrigens ist auch „colour" als Einfall nicht entlegen, sondern durch die Bedeutung von carnation — Fleischfarbe, also durch den Komplex determiniert. Diese Unaufrichtigkeit zeigt, dass der Widerstand an dieser Stelle am grössten war, entsprechend dem Umstand, dass die Symbolik hier am durchsichtigsten ist, der Kampf zwischen Libido und Verdrängung bei diesem phallischen Thema am stärksten war. Die Bemerkung, dass diese Blumen häufige Geschenke des Verlobten seien, ist neben der Doppelbedeutung von carnation ein weiterer Hinweis auf ihren phallischen Sinn im Traume. Der Tagesanlass des Blumengeschenkes wird benützt, um den Gedanken von sexuellem Geschenk und Gegengeschenk auszudrücken: sie schenkt ihre Jungfräulichkeit und erwartet dafür ein reiches Liebesleben. Auch hier dürfte das „expensive flowers, one has to pay for them" eine — wohl wirklich finanzielle — Bedeutung haben. — Die Blumensymbolik des Traumes enthält also das jungfräulich-weibliche, das männliche Symbol und die Beziehung auf die gewaltsame Defloration. Es sei darauf hingewiesen, dass diese sexuelle Blumensymbolik, die ja auch sonst sehr verbreitet ist, die menschlichen Sexualorgane durch die Blüten, die Sexualorgane der Pflanzen symbolisiert; das Blumenschenken unter Liebenden hat vielleicht überhaupt diese unbewusste Bedeutung.

Der Geburtstag, den sie im Traume vorbereitet, bedeutet wohl die Geburt eines Kindes. Sie identifiziert sich mit dem Bräutigam, stellt ihn dar, wie er sie für eine Geburt herrichtet, also koitiert. Der latente Gedanke könnte lauten: Wenn ich er wäre, würde ich nicht warten, sondern die Braut deflorieren, ohne sie zu fragen, Gewalt brauchen; darauf deutet ja auch das violate. So kommt auch die sadistische Libidokomponente zum Ausdruck. —

In einer tieferen Schichte des Traumes dürfte das „I arrange etc." eine autoerotische, also infantile Bedeutung haben.

Sie hat auch eine nur im Traume mögliche Erkenntnis ihrer körperlichen Dürftigkeit: sie sieht sich flach wie einen Tisch; um so mehr wird die Kostbarkeit des „centre" (sie nennt es ein andermal „a centre piece of flowers"), ihre Jungfräulichkeit hervorgehoben. Auch das Horizontale des Tisches dürfte ein Element zum Symbol beitragen. — Beachtenswert ist die Konzentration des Traumes; nichts ist überflüssig, jedes Wort ist ein Symbol.

Sie bringt später einen Nachtrag zum Traume: „I decorate the flowers with green crinkled paper." (Ich verziere die Blumen mit grünem, gekräuseltem Papier.) Sie fügt hinzu, es sei „fancy paper" (Phantasiepapier), mit dem man die gewöhnlichen Blumentöpfe verkleide. Sie sagt weiter: „to hide untidy things, whatever

was to be seen, which was not pretty to the eye; there is a gap, a little space in the flowers." Also: „um unsaubere Dinge zu verbergen, die nicht hübsch anzusehen sind; ein Spalt, ein kleiner Zwischenraum in den Blumen." „The paper looks like velvet or moss" („das Papier sieht wie Samt oder Moos aus"). Zu „decorate" assoziiert sie „decorum", wie ich es erwartet hatte. Die grüne Farbe sei vorherrschend; sie assoziiert dazu „hope" (Hoffnung), wieder eine Beziehung zur Gravidität. — In diesem Teile des Traumes herrscht nicht die Identifizierung mit dem Manne, sondern es kommen Gedanken von Scham und Offenheit zur Geltung. Sie macht sich schön für ihn, gesteht sich körperliche Fehler ein, deren sie sich schämt und die sie zu korrigieren sucht. Die Einfälle Samt, Moos sind ein deutlicher Hinweis, dass es sich um die crines pubis handelt.

Der Traum ist ein Ausdruck von Gedanken, die das wache Denken des Mädchens kaum kennt; Gedanken, die sich mit der Sinnenliebe und ihren Organen beschäftigen; sie wird „für einen Geburtstag zugerichtet", d. h. koitiert; die Furcht vor der Defloration, vielleicht auch das lustbetonte Leiden kommen zum Ausdruck; sie gesteht sich ihre körperlichen Mängel ein, überkompensiert diese durch Überschätzung des Wertes ihrer Jungfräulichkeit. Ihre Scham entschuldigt die sich zeigende Sinnlichkeit damit, dass diese ja das Kind zum Ziel hat. Auch materielle Erwägungen, die der Liebenden fremd sind, finden ihren Ausdruck. Der Affekt des einfachen Traumes — das Glücksgefühl — zeigt an, dass hier starke Gefühlskomplexe ihre Befriedigung gefunden haben.

Referate und Kritiken.

Freud, Psychoanalytische Bemerkungen über einen autobiographisch beschriebenen Fall von Paranoia (Dementia paranoides). Jahrbuch für psychoanalytische und psychopathologische Forschungen, Bd. III.

In der Darstellung seiner Krankheit durch den paranoiden Schreber selbst nimmt den Mittelpunkt der Symptome das Verhältnis zu Flechsig ein, das, wie Freud zeigt, wenigstens in der Krankheit ein homosexuelles ist. Schreber ist 8 Jahre vor seiner definitiven Erkrankung in einem hypochondrisch gefärbten, leichteren Anfall seiner Schizophrenie von Flechsig behandelt und geheilt worden und hat seitdem eine grosse Verehrung für diesen seinen Arzt bewahrt. Wie bei einer bereits bekannten Gruppe von Homosexuellen kommt bei dem sonst normalgeschlechtlichen Patienten die homosexuelle Anknüpfung auf dem Wege der Übertragung zustande. Auf Flechsig werden Gefühle übertragen, die zuerst dem Vater (und vielleicht auch einem älteren Bruder) gegolten hatten. In der Auffassung Flechsigs durch Schreber lässt sich dabei auch der gewohnte Vaterkomplex mit seiner ambivalenten Mischung von verehrungsvoller Unterwerfung und rebellischer Auflehnung deutlich finden. Genau die gleiche Parallele lässt sich ziehen zwischen dem Vater und Gott, der später in den Phantasien Schrebers Flechsig ersetzt. Da kann

nun die homosexuelle Note ungehemmt durch Wahnzensur und Buchzensur zum Vorschein kommen. Denn während die Rolle der mehr oder weniger weiblich gewordenen Dirne Flechsigs für den Mann eine Entwürdigung bedeutet, ist die Aufgabe, „Gott selbst Wollust zu bieten", kein Schimpf mehr. Sie wird für Schreber bald ordnungsgemäss und erfüllt zugleich seinen Wunsch nach Kindern, indem nun die Möglichkeit besteht, dass an Stelle der untergegangenen Welt nach seiner Entmannung durch göttliche Befruchtung eine Neuschaffung „von Menschen aus Schreber'schem Geist" aus seinem Schosse hervorginge. In der Schreber'schen Gotteswelt gibt es eine Zweiteilung: die vorderen Gottesreiche und die Vorhöfe des Himmels symbolisieren die Weiblichkeit, die hinteren Gottesreiche die Männlichkeit, die homosexuellen Vorstellungen. Vater und Gott werden wieder symbolisiert in dem Verhältnis des Patienten zur Sonne, das ebenfalls ein feindliches und zugleich verehrungsvolles ist. Schreber selbst identifiziert die Sonne bald mit seinem obern, bald mit seinem untern Gott, nachdem er den einen Gott gespalten hat, analog wie er sein paranoides Abbild Flechsig zerlegte.

Die Krankheit Schrebers verlief in einem länger dauernden, katatonieähnlichen akuten Stadium, aus dem sich der chronische paranoide Zustand entwickelte. Das Verhältnis des Patienten zu Flechsig und zu Gott ist im wesentlichen ein Kampf; beiden Gegnern werden aber zugleich positive Gefühle entgegengebracht.

Was an diesen Grundlagen, auf denen Freud eine „Theorie des paranoischen Mechanismus" aufzubauen versucht, als „Deutung" bezeichnet werden kann, lässt sich aus Schrebers Buche selbst oder dann aus der Erfahrung an andern Fällen so belegen, dass ein Zweifel an der Richtigkeit schlechterdings nicht möglich ist.

Die Theorie nun gründet sich darauf, dass sich auch in andern Fällen eine wesentliche Beteiligung der homosexuellen Komponente an der Wahnbildung des Paranoiden nachweisen lässt. Nach der Freud-schen Darstellung von der Entwickelung der Sexualität wird auf dem Wege vom kindlichen Auterotismus zur Objektliebe des Erwachsenen das Stadium des „Narzissmus" passiert, indem „das in Entwickelung begriffene Individuum, welches seinen autoerotisch arbeitenden Sexualtrieb zu einer Einheit zusammenfasst, um ein Liebesobjekt zu gewinnen, zunächst sich selbst, seinen eigenen Körper, zum Liebesobjekt nimmt, ehe es von diesem zur Objektwahl einer fremden Person übergeht". Die abnormen Sexualtriebe werden während der Entwickelung mehr oder weniger in soziale, ästhetische oder andere Triebe sublimiert. Begegnet nun die Betätigung der sublimierten Kräfte Schwierigkeiten, oder wird einmal die Libido übermässig gross, so kann die soziale Triebbesetzung wieder regressiv sexualisiert werden. Die Paranoiker-Analysen ergeben nun nach Freud, dass die Kranken sich der Sexualisierung ihrer sozialen Triebbesetzung zu erwehren suchen; daraus schliesst er, dass sie eine schwache Stelle, eine „Fixierung", in der Entwickelung zwischen Auterotismus, Narzissmus und Homosexualität haben.

Aus der Ablehnung der homosexuellen Wunschphantasien lassen sich nun die verschiedenen Formen der „Paranoia" ableiten.

Gegen den Satz: ich (ein Mann) liebe ihn (den Mann), gibt es vier Formen des Widerspruchs:

1. Ich liebe ihn nicht, denn ich hasse ihn ja. Nun „fordert" der Mechanismus der paranoischen Symptombildung, dass die innere Wahrnehmung, das Gefühl, durch eine Wahrnehmung von aussen ersetzt werde. Durch diese „Projektion" wird der zweite Teil des Satzes umgeändert in: er hasst mich. Dieser Satz in logischem Zusammenhang gebracht mit dem früheren ergibt: ich liebe ihn nicht, ich hasse ihn ja, weil er mich verfolgt (Verfolgungswahn). Der Verfolger ist kein anderer als der Geliebte.

2. Ich liebe nicht ihn — ich liebe ja sie — ergänzt durch die Projektion: weil sie mich liebt (Erotomanie). Der Beweis, dass diese Krankheit nicht eine übertriebene Form der Verliebtheit ist, liegt darin, dass alle diese Verliebtheiten nicht mit der internen Wahrnehmung des Liebens, sondern des Geliebtwerdens einsetzen.

3. Nicht ich liebe den Mann, sie liebt ihn ja (Eifersuchtswahn).

4. Es gibt noch eine vierte Form des Widerspruchs: Ich liebe überhaupt nicht und niemand. Das heisst, da man doch mit seiner Libido irgend wohin muss: ich liebe nur mich. So entsteht als Sexualüberschätzung des eigenen Ichs der Grössenwahn.

Der für die Entwickelung der Paranoia so wichtige Begriff der Verdrängung setzt nach Freud zunächst die „Fixierung" eines der Kinderzeit angehörigen sexuellen Partialtriebes voraus, der die normale Weiterentwickelung nicht mitgemacht hat. Dadurch wird er unbewusst verdrängt. Wenn nun später psychische Abkömmlinge eines solchen Triebes, oder Strebungen, gegen welche starke Widerstände bestehen, auftreten, so werden sie mit dem verdrängten Komplexe verbunden und damit ebenfalls verdrängt und unbewusst. In der Verdrängung können sie sich aber wegen ihrer starken Affektbesetzung nicht halten und brechen wieder, wenn auch in veränderter Form, in die „bewussten Systeme" durch. Der Verdrängungsvorgang besteht oft (oder immer?) in einer Ablösung der Libido von den geliebten Personen und Dingen.

Wie in vielen andern Fällen war auch bei Schreber die Ablösung der Libido, d. h. die Verdrängung, unter dem Bilde eines Weltunterganges verlaufen. Schreber hielt sich für allein übrig geblieben. Die Menschen, die er sah, waren „flüchtig hingemachte Männer", ohne eigentliche Realität. Zu den von ihr verlassenen Personen und Dingen kommt die Libido wieder in Form des Verfolgungswahns (hier gegen Flechsig) und einer veränderten Auffassung der Aussenwelt. Während sich die abgelöste Libido bei der Hysterie in körperliche Innervation oder Angst verwandelt, wendet sie sich beim Paranoiker, dessen Narzissmus sich fixiert hat, auf sich selbst zurück, das eigene Ich wird zum Sexualobjekt. Diesem Vorgang entspricht das Stück Grössenwahn, das jede Paranoia zeigt, ja, das unter Umständen für sich allein eine Paranoia konstituieren kann. Der Rückschritt von der sublimierten Homosexualität bis zum Narzissmus gibt den Betrag der für die Paranoia charakteristischen Regression an. Im Falle Schrebers aber ist der Verfolgungswahn allerdings früher aufgetreten als der Weltuntergang. Die Ablösung der Libido wird zunächst eine partielle gewesen sein und auch sich auf Flechsig beschränkt haben. Mit negativem Vorzeichen kehrte die Libido als Affekt des Verfolgungswahnes zu Flechsig zurück. Das umstrittene Objekt ist aber das wichtigste der Aussenwelt, strebt alle Libido an sich zu ziehen, macht aber auch alle Widerstände gegen sich mobil, und so entsteht eine neue Ver-

drängungsschlacht, in der das Selbst allein übrig bleibt. Ganz allerdings ist der Zusammenhang mit der Aussenwelt nicht unterbrochen, Schreber nimmt sie noch wahr und gibt sich Rechenschaft über ihre Veränderungen. Es hat sich also nicht alles, was wir Interesse nennen, von der Welt zurückgezogen, sondern nur die aus erotischen Trieben stammende Libido. Die Umformung der Welt durch wahnhafte und halluzinatorische Zutaten ermöglicht die Rückkehr zu derselben. Das was uns als die wesentliche Krankheit erscheint, bedeutet also in Wirklichkeit einen Heilungsversuch.

Anschliessend möchte Freud die Paranoia, trotzdem sie häufig durch schizophrene Züge kompliziert wird, von der Schizophrenie (gleich Dementia praecox), für die er den Namen Paraphrenia vorschlägt, unterscheiden. Gemeinsam ist beiden Krankheiten die Verdrängung, die Libidoablösung mit Regression zum Ich. Der Heilungsversuch bedient sich aber bei der Schizophrenie nicht der Projektion, sondern des halluzinatorischen (hysterischen) Mechanismus. Ferner bleibt bei der Schizophrenie der Sieg nicht der Rekonstruktion, sondern der Verdrängung. Die Regression geht bis zur vollen Auflösung der Objektliebe und Rückkehr zum infantilen Auterotismus. Die disponierende Fixierung muss also weiter zurückliegen, eben beim Auterotismus; die homosexuellen Anstösse werden bei der Schizophrenie seltener sein.

Freud schliesst mit dem Satze, dass die Neurosen, zu denen er Paranoia und Schizophrenie zählt, im wesentlichen aus dem Konflikte des Ich mit dem Sexualtriebe hervorgehen, und dass ihre Form die Abdrücke der Libido — und des Hasses bewahre.

Der kurze Aufsatz von 60 Seiten enthält einen enormen Gedankenreichtum. Man kann ihn nicht lesen, man muss ihn studieren. Diese Arbeit wird ein wenig erschwert durch die Vielseitigkeit der einzelnen Ideen, die nach allen Richtungen Berührungsflächen haben. Ihre Darstellung muss manchmal abbrechen und zu etwas anderem übergehen, um später wieder einen neuen Stein an einen früher gelegten zu fügen, bis das Mosaik vollendet ist. Das Ganze wiederum erscheint so kompliziert, dass eine Übersicht nicht leicht wird. Zugleich bildet es einen Teil des imponierenden Gebietes der Freud'schen Neurosenlehre, allerdings ohne dass die hier entwickelten Theorien eine notwendige Folge der übrigen Freud'schen Psychopathologie wären. Wenn ich also vorläufige Einwendungen dagegen machen möchte, so werden die bisherigen Neurosentheorien dadurch in keiner Weise berührt.

Die Haupteinwendung ist die, die sich Freud selbstverständlich auch gemacht hat, dass es noch vieler Beobachtungen bedarf, um die ganze Auffassung sicher zu stellen. An wenigen Fällen lassen sich eben nur Hypothesen, aber keine Gewissheiten gewinnen.

Ferner bin ich nicht damit einverstanden, dass der Autor die Dementia praecox den Neurosen gleichstellt, während doch die Gründe, die den Kern und die Mehrzahl dieser Fälle als auf physischer Störung beruhend erscheinen lassen, noch nicht widerlegt sind. Immerhin steht und fällt die Freud'sche Theorie der „Paranoia" nicht mit der funktionellen Auffassung der Krankheit. Bei einer primären Störung der Hirnfunktion könnten die von Freud herausgehobenen Mechanismen das eigentliche Krankheitsbild ebensogut hervorbringen wie bei einer angeborenen „Disposition".

Ich möchte mich auch gegen die Bezeichnung der Krankheit Schrebers als Paranoia wehren. Die Krankheitsgruppe, die sicher besteht und von Kräpelin unter dem alten Namen Paranoia beschrieben worden ist, zeichnet sich gerade gegenüber der Schizophreniegruppe dadurch aus, dass alle diese als Realität erkannten Symbolismen und der ganze logische Unsinn bei ihr nicht vorkommen. Die Verwischung dieser Grenzen ist also ein Nachteil. Die Freud'schen Ausführungen betreffen das Paranoid resp. die ganze Schizophreniegruppe, die sich davon bis jetzt nicht trennen lässt, nicht aber die Kräpelin'sche Paranoia.

Der Grundstein der Theorien ist die Rolle der homosexuellen Komponente, die sich durchdrücken will, aber abgelehnt wird. Die Idee ist nicht selbstverständlich, ob sie richtig ist, kann nur durch fleissige Untersuchung eines grösseren Materials entschieden werden. Vorläufig ist zu bemerken, dass Ferenczi aus homosexuellen Konflikten paranoide Krankheitsbilder entstehen sah, und dass auch wir bei einer grösseren Anzahl Analysen eine unerwartete Bedeutung der homosexuellen Komponente gefunden haben. Doch wären wir von uns aus nicht dazu gekommen, das Symptom in den Mittelpunkt zu stellen, und bei andern Analysen, bei denen allerdings nicht besonders darauf geachtet worden ist, fehlte das Symptom. In welchem Falle der Verfolgungswahn eine Ablehnung des gleichgeschlechtigen Geliebten bedeutet, wäre noch zu studieren. Durch welche Mechanismen der Wahn dann auch auf andersgeschlechtige Personen übertragen werden kann, wäre wieder eine besondere Frage. Nach den jetzigen Kenntnissen können wir ohne die Kausalreihe über die Homosexualität zu führen, viele Fälle von Paranoid nicht schlechter verstehen als an Hand der Freud'schen Theorien. Ja, bei Schreber selbst scheint mir noch nicht sicher, dass es gerade die Abwehr der Homosexualität war, die die Krankheit hervorbrachte, wenn sie auch in der Symptomatologie eine hervorragende Rolle spielt.

Manche Details stehen und fallen mit der Freud'schen Theorie von der Entwickelung der Sexualität, so die Benutzung der Begriffe der Fixierung, der Regression usw. Umgekehrt könnten die hier erörterten Auffassungen, wenn sie an sich bewiesen wären, jene Auffassungen stützen. Vorläufig aber bedarf das Stehenbleiben auf der Stufe des Narzissmus beim Paranoid, sowie die Auffassung des Grössenwahnes als einer Sexualüberschätzung der eingehenderen Beweise. Ich möchte auch Auffassungen wie die, dass der normale infantile Grössenwahn der Gesellschaft zum Opfer gebracht werde, noch nicht teilen. Ist es nicht einfacher, anzunehmen, dass er mit der Zunahme der Erfahrung von der Wirklichkeit zerstört werde?

Als weitere Frage drängen sich auf: Kann nicht jeder unangenehme Affekt ohne Rücksicht auf die Sexualität und deren unterdrückte Partialtriebe eine Verdrängung hervorbringen? Ist die Verdrängung wirklich oft oder immer eine Ablösung der Libido? Suchen sich die meisten Paranoiden der Resexualisierung der sozialen Triebbesetzung zu erwehren? Inwiefern ist der Trieb ein Grenzbegriff des Somatischen gegen das Psychische? Könnte nicht die häufige Phantasie vom Weltuntergang statt durch den Rückzug der Libido durch den Verlust des gewohnten Zusammenhanges der einzelnen Wahrnehmungen und Erinnerungsbilder, der bei der Schizophrenie ja sicher eine Rolle spielt, entstanden sein?

Schwierigkeiten sehe ich auch noch bei der Abtrennung der Krankheit Schrebers von der Schizophrenie. Den Unterschied der Projektion nach aussen von dem hysterisch-halluzinatorischen Vorgang verstehe ich nicht recht. Beide Dinge sind so häufig miteinander verbunden, dass es mir schwer fällt, sie prinzipiell zu trennen. Die (im Freud'schen Sinne) paranoiden und schizophrenen Symptomreihen kommen nicht nur nebeneinander beim nämlichen Kranken vor, sondern sie scheinen auch ineinander überzugehen, ja geradezu zwei Seiten des nämlichen Vorganges zu sein. Ob eine Idee als primärer Wahn oder als Halluzination oder als Gedächtnistäuschung ins Bewusstsein tritt, scheint für die Art der Krankheit irrelevant. Auch kann der Wahn eines Paranoids identisch sein mit dem einer Katatonie. Warum wir das Krankheitsbild im einen Falle anders bezeichnen als im andern, ist dadurch zu begründen, dass sich bei der Katatonie noch andere Symptome (die katatonischen) hinzugesellen. Warum ist das nämliche Wahngebilde im einen Fall auf einen homosexuellen Konflikt zurückzuführen und im andern Falle nicht?

Es ist selbstverständlich richtig, dass bei der Schizophrenie die Libido von den äusseren Dingen mehr oder weniger zurückgezogen wird. Aber nur von den Dingen, wie sie sind, oder wie sie dem Kranken erscheinen. Dinge liebt der Schizophrene doch, aber diejenigen, die ihm seine Phantasie in eine eingebildete Aussenwelt setzt. Er bildet sich eine neue Aussenwelt, an die er sein Herz hängt, die wirkliche wird ihm feindlich, insofern sie mit ihr in Widerspruch tritt. Der Kranke liebt also gar nicht sich selbst, sondern eine Phantasiewelt, die er sich draussen vorstellt. Ich könnte also dieses Verhalten noch lange nicht dem Freud'schen Auterotismus des Kindes gleichstellen, das neben seinen unentwickelten sexuellen Gefühlen eine sehr grosse Tendenz zur Erfassung der wirklichen Aussenwelt hat. Ich habe auch versucht, den Inhalt der Schizophrenie, ihren Grössenwahn und ihren Verfolgungswahn, auf einfachere Weise auf Aspirationen und ihre Hindernisse zurückzuführen. Allerdings weiss ich wohl, dass, wenn auch solche Mechanismen existieren, deswegen die Freud'schen Erklärungen daneben doch zu Recht bestehen können. Aber ich muss mich vorläufig noch fragen, ob sie nötig sind.

Man sieht, die Arbeit Freud's gibt noch viel zu denken, zu fragen und zu forschen. Das beste Zeichen, dass sie eine bedeutende Arbeit ist. Bleuler.

E. Claparède, Etat hypnoïde chez un singe. Archives des Sciences physiques et naturelles. CXVI, Genève 1911.

Es ist Verf. gelungen, einen weiblichen Affen (Cynocephal) durch mesmerische Striche und Fixation zu hypnotisieren. Das lebhafte, bewegliche und nicht dressierte Tier zeigte sich in der Hypnose ausserordentlich lenkbar (flexibilitas cerea unter anderm). Claparède führt das Beispiel als Argument gegen die Annahme, dass die Hypnose bloss ein Produkt der Suggestion sei. Er neigt zur Annahme Ferenczi's, dass es sich um eine Art Unterwerfung auf sexueller Grundlage handelt.

A. Maeder.

E. Claparède, Interprétation psychologique de l'hypnose. Journal für Psychologie und Neurologie, Bd. XVIII, 1911, A. Barth, Leipzig.

Diese Arbeit wurde als Referat im September-Kongress der Internationalen Gesellschaft für medizinische Psychologie (1911) vorgelesen. Verf. nimmt Stellung gegen die zahlreichen Autoren, welche die Spezifität der Hypnose ableugnen (Bernheim, Babinski, Meige, Dupré etc.); er bringt ein kleines Experiment vor, welches geeignet erscheint, zu beweisen, dass die Hypnose ein besonderer psychischer Zustand ist. Wie ist der psychische Zustand in der Hypnose? Unter den (nicht suggerierten) Veränderungen, welche die Hypnose in den verschiedenen seelischen Funktionen verursacht, werden erwähnt: der Verlust der Initiative, die posthypnotische Amnesie. Die intellektuellen Funktionen (Reaktion, Assoziation, geistige Arbeit, Urteil) zeigen kaum Änderungen. [Ausgedehnte Versuche des Verf. liegen vor; siehe: Claparède-Baade: Recherches expériment. sur quelques processus psychiques simples dans un cas d'hypnose; Archives de Psychologie VIII.] Die Affektivität scheint mehr modifiziert zu sein (Variationen der Gemütslage, Charakterwechsel). Das Verhalten der Suggestibilität wechselt, sie scheint mit den direkten Suggestionen zu-, mit den indirekten Suggestionen abzunehmen. Ein wichtiger Zug ist die Mobilmachung der unbewussten Prozesse. Cl. fasst den psychischen Zustand der Hypnose wie folgt zusammen: eine mehr oder weniger starke Abschwächung der Initiative und Spontaneität, mit Tendenz zur Lenkbarkeit und Herabsetzung der Schwelle des psychischen Lebens, welches in intimeren Konnex mit dem Unbewussten tritt.

Verf. bespricht die verschiedenen Theorien des Mechanismus der Hypnose. Die Auffassung Ferenczi's als ein besonderes Abhängigkeitsverhältnis zwischen Hypnotiseur und Hypnotisiertem auf Basis der infantilen Sexualität (Elternkomplex) kommt ihm als die interessanteste und die tiefste vor. Die skizzenhaften Ausführungen über die biologische Funktion der Hypnose sind anregend und im Original zu lesen. Es ist sicher, dass derartige Erscheinungen ohne Berücksichtigung ihrer Phylogenese niemals verständlich sein werden. A. Maeder.

Morichau-Beauchant, Le „rapport affectif" dans la cure des psychonévreses. Gazette des Hopitaux, 14 Novembre 1911, Paris.

Verfasser, Professor der internen Medizin in Poitiers (Frankreich), ist wohl der erste ausübende Psychoanalytiker in Frankreich. Er gibt in seinem Aufsatz eine elegante, übersichtliche Schilderung des sogenannten „gemütlichen Rapports" während einer psychotherapeutischen Kur. Er beginnt mit der Janet'schen Darstellung der hypnotischen Beeinflussung, analytisch ausgedrückt der Übertragung des Hypnotisierten, deckt dabei das sexuelle Element auf, welches J. unbenannt lässt. Verf. stützt sich dabei auf Freud und Ferenczi und erkennt die Bedeutung der hetero- und homosexuellen Bindung und der masochistischen Komponente in der Übertragung an. Sehr prägnant ist seine Schilderung der verdrängten infantilen Wünsche, ihrer Verschiebung und der Entstehung

der Ersatzbildungen. Beauchant hält die Erkennung der Übertragung für sehr wesentlich vom psychotherapeutischen Standpunkte aus; seine Erfahrung deckt sich vollständig mit derjenigen der Psychoanalytiker des deutschen Sprachgebietes. Verfasser gehört zu den leider seltenen Forschern, welche nach Studium der psychoanalytischen Literatur es für notwendig erachtet haben, die Methode praktisch auszuüben, um sie zu erproben und sich ein eigenes Urteil zu bilden. Sein Aufsatz ist der beredte Ausdruck des Resultates seiner Bemühungen.

A. Maeder.

Joteyko, La Vie des éléments psychiques. Revue psychologique, Bruxelles. III. Heft 1911.

Verf. betitelt ihre Ausführungen im IV. Kapitel: Dissoziation und Psychoanalyse. Sie bespricht in Form des Feuilletons die Frage der pathologischen Dissoziation; sie hat die Beobachtung gemacht, dass das Unbewusste in den Stunden der Ermüdung, Depression etc. tätig ist. Die Synergie des Bewussten und Unbewussten scheint notwendig zur Herstellung des psychischen Gleichgewichts zu sein. Beim Normalen ist eine Art Dissoziation nachweisbar; dafür werden Beispiele von Fehlhandlungen angegeben. Nirgendwo wird eine tiefere psychische Motivation nachgewiesen oder gesucht. Freud's „Psychopathologie des Alltags" wird nicht gewürdigt. Der folgende Abschnitt behandelt die Dissoziation im Traum und die Traumanalyse. J. scheint sehr physiologisch zu denken, denn sie behauptet nach kurzer Mitteilung eines Traumes: die Dissoziation ist in dem Fall durch den Schlaf einzelner Gehirnteile zu erklären (!). Was Verf. „Psychoanalyse des rêves" nennt, ist eine blosse Erzählung von zwei Träumen ohne Spur von Psychoanalyse. (Ref.) Es wäre zu wünschen, dass die Autoren von Psychoanalyse nur dann reden, wenn sie die Freud'sche Methode meinen, um unnötige Verwechslungen zu vermeiden. Dies gilt um so mehr, als die „Revue psychologique" in einer Nummer dieses Jahrganges auf die Psychoanalyse Freud's aufmerksam machte.

A. Maeder.

William Graham, Psychotherapy in Mental Disorders. Journal of Mental XX Science, Oktober 1911, S. 617.

Der Artikel gibt einen in der Medico-psychological Association gehaltenen Vortrag wieder und beschreibt als klassische Methoden der Psychotherapie Suggestion, therapeutisches Gespräch (persuasion), Psychoanalyse, Beschäftigung und Neu-Erziehung. Der grösste Teil der Schrift ist einer, selbstverständlich kurzen Darstellung der Psychoanalyse gewidmet und einigen Krankengeschichten, in welchen die Methode mit befriedigendem Erfolge zur Anwendung kam. Der Autor steht der Methode durchaus anerkennend gegenüber und bezweckt, das Interesse für ihre wertvolle Leistung zu erwecken. Als Ire meint er, dass speziell seine Landsleute der psychischen Behandlung zugänglich sind und gerade seine ärztlichen Kollegen den psychologischen Gehalt der Krankheiten erforschen sollten. — An den Vortrag schloss sich eine ungewöhnlich unbedeutende Diskussion an, in welcher die meisten Sprecher behaupteten, sie hätten die Methoden vor vielen Jahren ausprobiert und als wertlos verlassen. Graham brachte in einer geistvollen Replik seine Überzeugung zum Ausdruck,

dass das Werk von Freud und Jung einen höchst bedeutsamen Fortschritt für die Psychiatrie darstelle. Ernest Jones.

Macfie Campbell, The Form and Content of the Psychosis: the Rôle of Psychoanalysis in Psychiatry. Review of Neurology and Psychiatry. September 1911, S. 469.

Campbell stellt zwei Richtungen in der modernen Psychiatrie einander gegenüber, und nennt sie die Schulen der „formalen Unterscheidung" (Differentiation) und der „subjektiven Analyse". Er hebt die Unzulänglichkeit der ersten hervor, ihre Unfähigkeit, Entwickelung und Sinn einer Geistesstörung zu verstehen. Anschliessend bringt er einige kurze und klare ausführliche Analysen von verschiedenen Typen von Psychosen, um zu zeigen, dass die Psychoanalyse ein viel weiteres Arbeitsfeld hat, als gewöhnlich angenommen wird. Die Krankheits-Analysen sind überzeugend und auch für erfahrene Psychoanalytiker interessant. Der Verfasser scheut sich nicht, die sexuellen Ursachen zu nennen und weist ihnen eine vorherrschende Bedeutung zu. Zum Schluss berichtet er kurz über zwei Fälle von manisch-depressivem Irresein und versucht die Anfälle mit psychogenen Faktoren in Beziehung zu bringen. Die Schrift ist keine tiefgehende Untersuchung, bringt vielmehr Beispiele für das weite Arbeitsgebiet. Ernest Jones.

Bernard Hart, The Psychological Conception of Insanity. Archives of Neurology and Psychology 1911, Vol. V, p. 90.

In dieser Arbeit, die sich mit theoretischen Fragen beschäftigt, plädiert Hart für die psychologische Untersuchung der Geistesstörungen und vergleicht die physiologischen und psychologischen Gesichtspunkte. Solche prinzipielle Darlegungen gelingen dem Autor besonders gut; er bringt, was er zu sagen hat, in einem verständlichen und überzeugenden Stil vor. Bei der Besprechung der materialistischen Schule, die darauf ausgeht, die geistigen Vorgänge erst in physiologische Vorgänge zu übertragen, bevor sie wissenschaftlich untersucht werden, zitiert er Höffdings Bemerkung, dass diese Schule in Wirklichkeit die Psychologie vernichten will, um sie zur Wissenschaft zu machen. Überhaupt ist Wissenschaft nur durch ihre Methodik und nicht durch ihr Material charakterisiert. Die Methode besteht erstens in der Beobachtung und Klassifizierung der Geschehnisse, zweitens in dem Aufbau eines begrifflichen (Konzeptual-) Modells mit Hilfe des disziplinierten Vorstellungsvermögens und drittens im Vergleich der Ergebnisse, die vom Modell abgeleitet werden, mit den Tatsachen der fallweisen Erfahrung. Es ist grundlegend wichtig, klar zwischen dem Phänomenalen und dem Begrifflichen zu unterscheiden. Jede Erfahrungstatsache ist ein Phänomen, die Annahme ist eine Konstruktion des Menschen: Farbe ist Phänomen, Äther und Ätherwellen Annahme. Hart besteht nun im Anschluss an die Lehre vom psycho-physischen Parallelismus darauf, die Elemente der physischen und der psychischen Folgen von Geschehnissen unbedingt auseinander zu halten. Es ist ebenso unstatthaft, physiologische Bezeichnungen für geistiges Geschehen zu gebrauchen, als psychologische Bezeichnungen für physisches Geschehen. Diese Regel wird von der physiologischen Wissenschaft bereits befolgt

und nach Hart hat das langsame Fortschreiten der psychologischen Erkenntnis seinen Grund in der lässigen Art, mit der man sich an diese Vorschrift hält.

Dann beschäftigt sich Hart mit den zwei Bedeutungen des Ausdrucks „Ursache". Auf dem phänomenalen Boden bedeutet er zunächst nur etwas Vorläufiges, Elementares, nämlich die empirische Beobachtung einer regelmässigen Aufeinanderfolge, abgesehen von der Bedingtheit. Der andere, ideelle, Begriff „Ursächlichkeit" geht weiter und erblickt in der Folge eine tatsächliche Fortsetzung der Ursache, als deren Weiterdauern in einer andern Form sie erscheint; hier sind wir auf dem Boden der Annahme. Die empirische Bedeutung der Ursächlichkeit bezieht sich auf das „Wie", die theoretische auf das „Warum". Nur die letztere kann wirklich unsere Erfahrungen „erklären". Dem Psychologen steht es frei, physische Bezeichnungen solange zu verwenden, als er bloss sich auf deskriptive Wissenschaft beschränken will. Er muss sie aber aufgeben, wenn er methodisch eine begriffliche Annahme benützen will, d. h. wenn er die Psychologie auf das Niveau der Naturwissenschaft bringen will.

Die erste Entwickelungsstufe der Psychologie als Wissenschaft bestand in der Klassifizierung der beobachteten Tatsachenreihen, in der Formulierung der empirisch gewonnenen kausalen Beziehungen, wofür Janet's Arbeit über Dissoziation als bewunderungswürdiges Beispiel angeführt wird. Aber bis Freud waren die einzigen Versuche, in der Psychologie zu einer begrifflichen Auffassung zu kommen, also zu einer wissenschaftlichen Arbeit in engerem Sinne, völlig unsystematische Annahmen, die seit Beginn der Kultur vom Menschen gemacht worden sind. Das wird an einem Beispiel, der Erklärung des Gedächtnisses, ausführlich gezeigt. „Erst Professor Freud in Wien verdanken wir die erste Inangriffnahme einer begrifflichen Psychologie mit ähnlichen Mitteln, wie sie sich in andern Wissenschaften bewährt haben. . . . Welche Stellung man auch gegenüber der Weiterbildung seiner Lehre im einzelnen einnehmen mag, so muss dennoch nach unserem Erachten zugegeben werden, dass das Wesentliche seiner Theorie endgültig festgelegt wurde. . . . . Wenn man die kurze Zeit bedenkt, seit welcher die Untersuchungen der Freud'schen Schule im Gange sind, so zeigen sie eine erstaunliche Fruchtbarkeit: Wir sind heute nur mehr eine absehbare Distanz von einem psychologischen Erfassen der Geistesstörung entfernt. Wenn auch noch viel Arbeit nötig ist, so können wir schon mit Berechtigung die Entstehung einer Psychiatrie erwarten, welche den Namen „Wissenschaft" verdient." Ernest Jones.

G. F. Barham, Two Cases of „Washing Hand" Mania, with some Observations on her Aetiology. Archives of Neurology and Psychiatry 1911, Vol. V, p. 101.

Zwei ausführliche Krankengeschichten, offenbar von Fällen von Dementia praecox, in welchen das Symptom vorherrschte. B. versucht, dasselbe mit allgemeinen psychischen Tendenzen der Patienten (Scham wegen Masturbation, Sexualablehnung etc.) in Zusammenhang zu bringen. Im zweiten Falle bestanden auch Angstzustände, welche der Autor genau korrespondierend mit Perioden von Coitus interruptus auftreten sah. Er diagnostiziert beide Fälle als „Psychasthenie" und erörtert sie ausführ-

lich im Lichte der Janet'schen Theorie. Er kommt zum Schlusse, dass dieselbe nur zum Teile die krankmachenden Vorgänge verständlich macht, und unterzieht die Fälle einer Prüfung unter Anwendung der Freud'schen Lehren über die Genese der Psychoneurosen. Vom Gesichtspunkt der sexuellen Konflikte und der psychischen Verdrängung erscheint die Pathogenese des Symptoms viel verständlicher. Infantile Faktoren werden nicht erwähnt. Ernest Jones.

J. A. Ormerod, Two Theories of Hysteria. Brain 1911, Vol. XXXIII, p. 269.

Diese Publikation wurde als „Presidential Address" vor der neurologischen Sektion der „Royal Society of Medicine" vorgetragen und ist deshalb von symptomatischer Bedeutung für die allgemeine Stellungnahme in England. Die beiden Theorien sind die von Janet und die von Freud. Ormerod gibt zuerst eine durchsichtige Darstellung der ersteren, ohne sich viel in Kritik einzulassen. Seiner Meinung nach erklärt Janet in hervorragender Weise gewisse Züge des Krankheitsbildes, andere hingegen nicht. Er vermisst den genügenden Beweis für die Existenz einer primären geistigen Unfähigkeit, die als Grundlage abnormer Einschränkung des Bewusstseins angenommen wird. Eine psychologische Theorie der Hysterie ist für jetzt zu begrüssen, bis wir imstande sein werden, die geistigen Vorgänge mit physiologischer Terminologie darzustellen. (Vgl. hierzu die Besprechung von Hart's Arbeit in dieser Nummer des Blattes.) Jede solche Theorie muss eine unterbewusste geistige Tätigkeit voraussetzen. „An der Existenz einer solchen ist kaum zu zweifeln; aber auf einem solchen Gebiete besteht die grösste Schwierigkeit, beides, sowohl die Einzeltatsachen als die allgemeinen Gesetze mit Sicherheit festzustellen. Die unterbewussten Vorgänge mögen ja das beste Beweismaterial sein, das für eine Theorie zu haben ist; aber sie sind sehr unwirklich (unsubstantial), buchstäblich „ein Stoff, aus dem Träume sich bilden"." (Diese Stellungnahme ist sehr charakteristisch für das Verlangen des Engländers nach Konkretem, nach Tatsächlichkeit, welches seinem Misstrauen und Widerstreben der Psychologie gegenüber zugrunde liegt. Ref.)

Dann folgt eine ganz unzulängliche Darstellung von Freud's Theorie der Hysterie. Als Basis diente offenbar bloss die Brill'sche Übersetzung einer Auswahl von Freud's ersten Schriften, so dass wir viel von Abreagieren, hypnoider und Retentions-Hysterie, sexuellem Trauma u. dgl. erfahren. Der Konversions-Mechanismus „eröffnet ein schönes Feld für Rätsellösungen". In bezug auf zwei Angaben Freud's über Sexualität und Hysterie sagt der Autor: „Ich gestehe, ich sehe wenig Beweisführung für diese Behauptungen, sie scheinen mir Theorie in excelsis zu sein." Er fährt fort: „Welche sind denn diese sexuellen Störungen in der Kindheit, die später all das Unheil anrichten? In einer seiner Schriften erklärte Freud auf Grund von 13 Fällen, es wären wirkliche sexuelle Angriffe gegen das Kind gewesen. Er hat diese sehr überraschende Behauptung später zurückgezogen." Unter Bezugnahme auf andere Kritiken schliesst er den Artikel mit folgenden Sätzen: „Ich kenne wohl die darauf erteilte Antwort — nämlich der Beweis liege in den sogenannten Tatsachen der Psychoanalyse. Aber dürfen wir an und für sich den

traumhaften Einbildungen eines Patienten, der sich dieser Prozedur unterzieht, Vertrauen schenken? Ist es nicht sehr wahrscheinlich, dass wir in seine Ideenwelt einführen, was wir dort zu finden wünschen? Wir wissen, dass Freud den Teil seiner Theorie aufgab, der sich auf sexuelle Angriffe bezog, weil er fand, dass seine Patienten ihn irregeleitet haben. Und wenn der Meister getäuscht werden konnte, um wieviel mehr seine Schüler? Auch kann ich nicht unterlassen, hinzuzufügen, dass die Psychoanalyse, wenn man darunter das Wiedererwecken begrabener sexueller Vorstellungen versteht, vielen Kranken viel mehr Übel als Gutes antun mag. Die Güte des Puddings, wird man einwenden, erweist sich beim Verspeisen; aber das Gericht ist ein wenig unappetitlich, und ich kann nicht anders als hoffen, dass der Geschmack dafür nicht allgemein werden wird." Der Referent möchte darauf aufmerksam machen, um wieviel mehr herabsetzend und wirksam die englische Art des Kritisierens mit ihrer weltmännischen (gentlemanly) Süssigkeit und dem unwidersprechlichen, ruhigen Kräuseln der Lippe ist als die temperamentvollen Deklamationen der Gegner am Kontinent. Ernest Jones.

Anmerkung des Übersetzers: Freud hat die Behauptung von der Bedeutung sexueller Angriffe in der Kindheit nicht zurückgezogen sondern nur dahin richtiggestellt, dass auch Gesunde nahezu eben so häufig ihnen ausgesetzt waren, ohne zu erkranken. Ihre Wirksamkeit für die Entstehung des einzelnen Symptoms bleibt aber aufrecht. Ein Teil der mitgeteilten Angriffe haben sich als Phantasien erwiesen. Aber Freud hat hinzugefügt, dass auch sexuelle Phantasien der Kinder die Bildung der einzelnen Symptome bestimmen.

S. A. K. Wilson, Some modern French Conceptions of Hysteria. Brain 1911, Vol. XXXIII, p. 293.

Wilson bespricht einige französische Lehren über Hysterie, da in derselben Nummer des Brain die Freud'schen Lehren von Hart erörtert wurden (s. Zentralbl. Jahrg. II, S. 43). Er diskutiert die Theorien von Janet und Babinski. Wilson's Artikel ist lesenswert, sowohl wegen der vorzüglichen Darstellung des Gegenstandes, als auch wegen des kräftigen und nicht humorlosen Stiles. Er beginnt mit allgemeinen Bemerkungen auf Grund von Ansichten verschiedener Autoren des letzten Jahrhunderts und hebt die Tatsache hervor, dass jeder an die Ergebnisse der Erfahrung appelliert und wirklich von ihr grade seine Ansicht bestätigt findet. Wilson hebt die Züchtung von künstlichen Krankheitsbildern durch den Einfluss einer eigentümlichen geistigen Umgebung hervor, so in der Salpetrière, in Wien usw. In England ist die Krankheit nie gepflegt oder erforscht worden, und es müsste hier am ehesten gelingen, die subjektiven Momente auszuschalten und ein objektives Urteil über die verschiedenen Meinungen zu gewinnen.

Babinski's Definition der Hysterie verwirft er aus nosologischen Gründen und wendet gegen seine allgemeine Auffassung folgendes ein: Wir haben kein charakteristisches Zeichen für Suggestion oder Persuasion; Babinski's Lehrsätze können nicht ausreichend die häufige Vereinigung von wirklichen Symptomen mit pithiatischen erklären, ebensowenig das häufige gleichzeitige Auftreten von Erscheinungen, die offenbar auf Simulation beruhen; hysterische Symptome können auch anders als infolge von Suggestion entstehen; die Lehre Babinski's gewährt keine Einsicht in das grundlegende Problem der hysterischen Psyche.

Janet's Hypothese findet Wilson wesentlich vernünftig, meint aber, dass sie sich für bestimmte Typen von Krankheitsfällen nicht anwenden lässt; solche sind die Fälle mit plötzlichem Einsetzen von Symptomen bei Patienten, welche keine hysterische Psyche und keine Neigung zur Bewusstseinsspaltung erkennen lassen, ferner solche mit vorherrschend vasomotorischen, trophischen und Ernährungsstörungen. Er erwartet viel von einem genauen Vergleich der Symptome der Hysterie mit den entsprechenden in organischen Fällen. (Die allgemeine Richtung der englischen Schule geht dahin, die Bearbeitung solcher Zustände, wie der Hysterie, zu verschieben, bis der Tag anbricht, an welchem das körperliche Substrat der Menschenseele erkannt sein wird. Ref.) „Ein Gegenstand bedarf am meisten der Aufklärung, der Mechanismus, durch welchen die Symptome entstehen. Zugegeben, dass ein besonderer Seelenzustand für die Funktionsstörung verantwortlich sei, wie kommen diese wirklich zustande? Und zugegeben, dass Amnesie oder Aufmerksamkeits-Entziehung hysterische Bewegungsstörungen verursacht, warum findet sich Zittern in einem und Lähmung im andern Falle? Welches sind die objektiven Zeichen der Seelenzustände? Können wir dadurch irgend etwas über die Lokalisation der funktionellen Störung erfahren? Ich bin nach dem Studium einer Anzahl von Fällen überzeugt, dass die organischen Erkrankungen uns mehr Aufklärung über die Hysterie bringen werden als umgekehrt."

Ernest Jones.

M. D. Eder, A Case of Obsession and Hysteria Treated by the Freud Psycho-Analytic Method. Brit. Med. Journ. Sept. 30, 1911, p. 750.

Die Arbeit ist nur zwei Seiten lang. Sie gibt einen Vortrag wieder, der in der British Medical Association gehalten wurde. Der Patient, ein 20 Jahre alter Mann, litt an Nackenschmerzen und verschiedenen Phobien und Zwangsvorstellungen. Eder teilt das Resultat des Jung'schen Assoziationsversuches mit, der sich als brauchbar erwies, um einige sexuelle Komplexe wie Masturbation, Homosexualität, Munderotik festzustellen. Auch die Traumanalyse konnte er mit Erfolg verwenden. Die Analyse ist so klar und gut dargestellt, als auf so kleinem Raume möglich ist und zeigt bemerkenswerte praktische Kenntnis der psychoanalytischen Prinzipien.

Ernest Jones.

Henry Devine, The Significance of Some Confusional States. Brit. Med. Journ. Sept. 30, 1911, p. 747.

Devine, ein Pionier der Psychoanalyse unter den englischen Psychiatern, gibt in dieser Schrift, die einen in der Brit. Med. Assoc. gehaltenen Vortrag wiedergibt, einen kurzen Bericht über vier Fälle von Geistesstörung, welche Verwirrtheitszustände zeigten. Er zeigt, dass sie eine Flucht vor einer quälenden Wirklichkeit darstellen, ein Erleben von verzerrten Phantasien, welche verschiedene persönliche Wünsche zu eingebildeter Erfüllung brachten. Er stellt den Mechanismus mit dem der Abwehrneurose in Parallele.

Ernest Jones.

Hugh Wingfield, Four Cases Illustrative of Certain Points in Psycho-Analysis. Brit. Med. Journ. August 5, 1911, p. 256.

Der Autor meint, die Freud'sche Methode werde vernachlässigt, weil sie missverständlich für sehr kompliziert gelte; „aber es scheint nicht bekannt zu sein, dass die praktische Anwendung ihrer Prinzipien oft verhältnismässig leicht sei." Diese Bemerkung wird verständlich, wenn wir des Autors Auffassung der Methode kennen lernen. Sie besteht darin, während der Hypnose die Suggestionen gegen die voraussetzlich wirkenden „aktuellen gefühlsbetonten Ideen, welche die Störung verursachen", zu richten. Kommentar ist überflüssig.

Ernest Jones.

Theodor Reik, Flaubert's Jugendregungen (Halbmonatschrift „Pan", II. Jahrg. Nr. 3, 1. November 1911). — Der liebende Flaubert (ebenda Nr. 4).

Im ersten von Alfred Kerr eingeleiteten Ausschnitt aus einer grösseren vorbereiteten Arbeit über die „Psychogenese von Flaubert's Tentation de Saint-Antoine" werden die infantilen Bedingungen und späteren Nachwirkungen des bei Flaubert ziemlich stark ausgeprägten Inzestkomplexes nachgewiesen. An Hand der Werke, Briefe und Tagebuchblätter wird der Einfluss dieser infantilen Konstellation auf das spätere Leben und Schaffen sowie die neurotische Erkrankung des Dichters aufgezeigt. In der zweiten Abhandlung werden insbesondere die von Freud festgestellten Züge der mütterlichen Objektwahl hervorgehoben, die das Liebesleben Flaubert's beherrschten und auch in seinen dichterischen Produktionen Ausdruck fanden. Die zum Belege für die psychoanalytische Auffassung angeführten Äusserungen Flaubert's zeigen, über welch tiefen Einblick in sein Seelenleben der Dichter verfügt und vermögen die Psychoanalytiker über das Unverständnis zu trösten, das ihren Befunden von den weniger hellsichtigen Fachgenossen entgegengebracht wird. Reik hat sich mit dieser ersten Arbeit nicht nur vielversprechend in die Psychoanalyse eingeführt, sondern auch, wie seine hoffentlich bald vorliegende Abhandlung zeigen dürfte, um die psychologische Vertiefung der ästhetischen und literarischen Betrachtungsweise verdient gemacht.

Rank.

Ernest Jones (Toronto), The Psychopathology of Everyday Life. American Journal of Psychology, October 1911, Vol. XXII, p. 477—527.

Nachdem ich erst kürzlich an dieser Stelle eine englische Darstellung der Freud'schen Witztheorie von Brill in New York anzeigen konnte, liegt nun von unserem fleissigen Mitarbeiter Professor Jones, dem die Psychoanalyse nicht zum wenigsten ihr rasches Vordringen in Amerika zu verdanken hat, eine ausführliche und glänzend gelungene Darstellung der „Psychopathologie des Alltagslebens" vor, die nicht nur ihrem Umfang, sondern auch der Art der Durchführung nach wie eine selbständige Nachschöpfung der Arbeit Freud's erscheint. Die übersichtliche Anordnung des nach den einzelnen Fehlleistungen gesonderten Materials, die klare und präzise Darstellung sowie eine Reihe neuer

schlagender Beispiele machen die Abhandlung nicht nur zu einer lehrreichen, sondern auch in hohem Grade genussreichen Lektüre. Der Autor hat die grundlegende Arbeit Freud's um einzelne treffende und feine Bemerkungen, sowie um eine Anzahl besonders interessanter Fälle aus der Literatur und der eigenen Beobachtung bereichert. Seine Beispiele könnten den kurzsichtigen Gegnern — wenn sie nur sehen wollten — wieder einmal zeigen, dass die Gesetze der Psychoanalyse nicht bloss für eine bestimmte Stadt oder einen gewissen Kreis von Leuten, sondern allgemein-menschliche Geltung besitzen. Die Einwendungen, die nicht voreingenommene, wenn auch kritische Leser erheben könnten, hat Jones im vorletzten Abschnitt seiner Arbeit vorweggenommen und geklärt.

Die in letzter Zeit in so erfreulicher Weise sich mehrende amerikanische Literatur der Psychoanalyse gibt nicht nur Zeugnis von der intensiven Arbeit unserer dortigen Anhänger, sondern auch von dem Erfolg ihrer Tätigkeit, der sich in dem stets zunehmenden Interesse der amerikanischen Ärzte- und Gelehrtenwelt für die psychoanalytische Bewegung kundgibt. Rank.

Friedrich Hacker (Amberg), Systematische Traumbeobachtungen mit besonderer Berücksichtigung der Gedanken. Archiv für die gesamte Psychologie, XXI. Bd., 1.—3. Heft (ausgeg. 5. Sept. 1911), Verlag Wilh. Engelmann, Leipzig.

Die fleissige Arbeit, die sich jedoch über die Beschreibung einzelner Bewusstseinsphänomene des Traumes nicht erhebt, hätte kaum Anspruch auf Registrierung in der den Psychoanalytiker interessierenden Literatur, wenn sich darin nicht ein typisches Missverstehen der Freud'schen Traumlehre fände, auf die zweimal (bes. S. 122—125) rekurriert wird. Dass der Verfasser nicht in jedem Traum eine Wunscherfüllung sehen kann, ist klar, solange er nicht im psychoanalytischen Sinne über den manifesten Inhalt hinausgeht. Wenn er aber meint, die Psychoanalyse, die vom unverlässlichen Traumbericht und den meistens erst später produzierten Einfällen ausgehe, an Exaktheit schon dadurch zu übertreffen, dass er nichts verwendet, was nicht unmittelbar nach dem Erwachen aufgezeichnet ist, so zeigt das einen Mangel jeglichen Verständnisses für die Determiniertheit des psychischen Geschehens, der jede weitere Diskussion ausschliesst. Rank.

A. J. Storfer, Zur Sonderstellung des Vatermordes. Schriften zur angewandten Seelenkunde. Zwölftes Heft, Deuticke 1911.

Im Frühstadium der sozialen Entwicklung, in der Epoche der Vaterrechtsfamilie, war der Vatermord mit Hochverrat gleichbedeutend; da die sonst übliche, primitive Art der Rechtsverfolgung, die Blutrache, in diesem Falle nicht möglich war — innerhalb der Familie nicht, weil der Sohn durch seine gelungene Tat Geschlechts-Oberhaupt geworden war und nicht von Sippe zu Sippe, weil keine Verletzung eines fremden Geschlechtsgenossen vorlag — wurde das Bestreben, das Leben des wichtigsten Gliedes der Gemeinschaft zu schützen, zum Anlass der ersten Statuierung der Strafbarkeit einer Handlung vom Gesichtspunkte des öffentlichen Rechtes. Der Vatermord ist daher als Archityp des Verbrechens anzusehen.

Die Motive einer solchen Tat sind in der wirtschaftlichen Rivalität zwischen Vater und Sohn zu suchen; da unter den wirtschaftlichen Gütern des primitiven Menschen das Weib in erster Reihe steht, gesellt sich zur wirtschaftlichen die sexuelle Rivalität. Die enge Verbindung zwischen dem Vatermord und dem Inzest mit der Mutter, die Freud im unbewussten Seelenleben des Einzelnen gefunden hat, lässt sich durch rechtsgeschichtliche Untersuchung auch an der Wurzel sozialer Phänomene nachweisen. Die strenge Beurteilung des Vatermordes und der Vatermisshandlung, die typisch wiederkehrende Behauptung, dass der Vatermord unmöglich sei, die wir fast bei allen antiken Kulturvölkern finden, kontrastiern mit der Häufigkeit des Vatermordes in den Göttersagen eben jener Völker und der Sitte der Beseitigung des Vaters durch den zu Kräften gelangten Sohn bei den, ursprünglichen Verhältnissen noch näher stehenden, wilden Stämmen.

Das Gegenstück bildet das Recht des Vaters auf die Frau des Sohnes, welches in patriarchalisch regierten Gemeinwesen als ius primae noctis des Gutsherrn noch im Mittelalter fortbesteht. In der „Tobias-Ehe", bei der sich die Neuvermählten aus Motiven der Frömmigkeit während der ersten drei Nächte des Geschlechtsverkehres enthalten, wird das früher dem Vater Zugestandene seinem erhöhten Abbild, dem Gotte, eingeräumt.

Aus der, dem Numa Pompilius zugeschriebenen, ältesten römischen Strafbestimmung über die Tötung lässt sich neuerdings folgern, dass der ursprüngliche Kriminalfall der Vatermord (Verwandtenmord) war, und von dort erst der Begriff auf die Tötung des gleichberechtigten Freien ausgedehnt wurde.

Dass auch die spätere Zeit noch den Zusammenhang zwischen Vatermord und Inzestwunsch empfindet, leuchtet aus der die Bestrafung begleitenden Symbolik hervor. Durchgängig zeigt sich das Bestreben, den Verbrecher an der Berührung mit der Erde zu hindern, da hierdurch die Vereinigung mit der durch die Erde symbolisch vertretenen Mutter, also der angestrebte Inzest, zustande käme. Im alten Rom begleiten den Vatermörder gewisse Tiere, die allgemein als Sinnbild der Schamlosigkeit und des geschlechtlichen Exzesses gelten, in den Tod.

Die Arbeit, deren wichtigste Gedankenzüge im Obigen wiederzugeben versucht wurde, beweist eine ausgebreitete Kenntnis und vollkommene Beherrschung des weitverstreuten ethnologischen und rechtshistorischen Materiales. Die Ergebnisse, zu denen der Verfasser gelangt, werden allen Freunden der Psychoanalyse als vollgültige Bestätigung eines ihrer Leitsätze willkommen sein, haben aber als Versuch einer neuartigen Sozial-Psychologie auch Anrecht auf allgemeines Interesse.

Dr. Hanns Sachs.

Alfred Freiherr von Berger, Hofrat Eysenhardt. Wien, Deutsch-Österreichischer Verlag.

Die kleine meisterhaft geschriebene Novelle unterscheidet sich von anderen Schriften, welche die Lehren Freud's literarisch verwerten, durch eine gewisse Zurückhaltung und Noblesse. Das Thema ist einer wahren Begebenheit entnommen. Ein hoher, durch seine Strenge berüchtigter richterlicher Funktionär begeht ein Sittlichkeitsverbrechen und verurteilt sich dafür zum Tode. Er wird eines Morgens erschossen auf-

gefunden. Berger versucht nun mit grossem Verständnis und dichterischer Intuition die tieferen psychologischen Motive dieser Tat aufzudecken und das Verständnis des Charakters aus dem verdrängtem Triebleben klarzulegen. Er zeigt, was mit meinen Ausführungen in der kleinen Arbeit „Berufswahl und Kriminalität" (Gross. Archiv, Bd. 41) übereinstimmt, wie das verdrängte Verbrecherische im Hofrat Eysenhardt ihn zur Richterkarriere trieb und schliesslich unter dem Einflusse einer klimakterischen Altersperiode zu seinem Verhängnis führte. Ich kann das kleine Büchlein wärmstens empfehlen. Es hat neben der literarischen Bedeutung den Wert einer wunderbar beobachteten Krankengeschichte.

Stekel.

N. Kostyleff, Freud et le problême des rêves. Revue philosophique. Novembre 1911.

Auf 32 Seiten gibt Kostyleff eine gedrängte Darstellung und Kritik der Freud'schen Traumtheorie, die, im Wesentlichen ablehnend, als einzigen grossen Gewinn für die Wissenschaft die von Freud unternommene Feststellung des Prozesses der Regression betrachtet. Verf. lässt die Annahme von vier Arten der Traumarbeit: Verdichtung, Verschiebung, Rücksicht auf Darstellbarkeit und sekundäre Bearbeitung vollauf gelten, leugnet aber, dass der Antrieb zum Traum stets nur von einem Wunsche ausgehen müsse; jeder affektive Zustand („der am Vortag empfundene Schrecken, ein irgendwie heftiger Eindruck, eine Wallung des Zornes oder Ekels usw.") ist nach seiner Ansicht hierzu ausreichend, ja noch weniger. Die Regression, der K. sein Hauptaugenmerk zuwendet, anlangend, meint dieser, eine vollständige Regression bis zum Systeme W sei kaum möglich. Indes stelle sich der Mechanismus vom dynamischen Standpunkt aus — dem des Verf. — ganz anders dar. Der rückläufige Weg sei keine Regression, sondern eine Wiederherstellung, nicht eine Rückkehr zur primären Region, sondern zur ursprünglichen Form. Gleichgiltig, ob Empfindung, Erinnerung oder Traum: die Richtung der Reflexe bleibt stets dieselbe. Man kann daher nicht sagen, dass eine progrediente Nervenströmung einen Widerspruch schaffe. Erinnerungen und Assoziationen — die zentralen Ursprungs sind — entstehen anstandslos neben den direkten Perzeptionen. Wenn sie nicht die sinnliche Lebhaftigkeit der Träume erreichen, ist nicht eine entgegengesetzte Leitung (die im Traume natürlich fehlen würde) daran schuld, sondern die Konkurrenz der parallelen Strömungen. Die Verstärkung (nach Freud: „des bewussten Wunsches durch einen gleichlautenden unbewussten, wodurch jener zum Traumerreger wird") braucht nach K. nicht immer durch einen infantilen Wunsch zu erfolgen, sondern kann durch jede Erinnerung stattfinden, bei der die zwei Bedingungen: sinnliche Frische des Subjektes und entsprechende Richtung der Aufmerksamkeit, erfüllt waren, und vermag sich auf alle Eindrücke zu erstrecken, die ohne Erledigung geblieben sind. Der Traum stellt überhaupt die Rückleitung einer solchen unerledigten Impression dar. Die Zensur erhält dann bei dem Verf. einen ganz bestimmten Sinn, nämlich den einer Dissoziation der Gehirnreflexe. Besprochen werden ferner die Angstträume, die Träume vom Tode der nächsten Verwandten und die zahlreichen phantastischen Träume, die keine Beziehung zur Realität zu haben scheinen. Bezüglich der Todes-

träume bemerkt K. folgendes: Freud schliesst aus diesen auf das Wiederaufleben infantiler Erinnerungen, ohne zu fragen, woher die schmerzlichen Empfindungen stammen, die sie im Traume begleiten; wie kann auch eine derart verworrene Erinnerung einen dem geistigen Zustand des Erwachsenen entsprechenden plastischen Ausdruck erhalten. Man begreift sehr wohl, dass ein rezentes oder vertrautes Bild sich durch dunkle Erinnerungen aus der Kindheit verstärkt, jedoch nicht, wie eine unklare Erinnerung sich von selbst zu einem neuen Bilde entfalten kann. Ist es nicht einfacher, dahinter anstatt eines infantilen Wunsches eine aktuelle Beschäftigung mit diesem Gegenstand zu vermuten, die durch mehr oder weniger entfernte Erinnerungen verstärkt wird?

Mit einem Wort: Die Behauptung Freud's, dass stets der kindliche Wunsch die Rolle des Motors spielt, ist willkürlich und unbewiesen. Schon die Mannigfaltigkeit der vorgeführten Träume widerspricht einem solchen allein seligmachenden Schema, man muss vielmehr die verschiedensten Formen der sensoriellen Regression zulassen: von der Regression des Wunsches, wie man sie bei den Kindern beobachtet, angefangen, überhaupt von der Regression eines affektiven Zustandes, bis zur Regression der flüchtigsten Bilder, die allein verursacht wird durch die funktionelle Verstärkung. Auf Grund dieser Annahme der gegenseitigen funktionellen Verstärkung analoger (nicht bloss gleicher) Reflexreaktionen (die Analogie kann oft unbewusst bleiben) lässt sich, wie K. meint, Freud's Theorie des Witzes und zum Teil auch seine Symbolik rechtfertigen. Hier wirft der Verf. einen flüchtigen Seitenblick auf die Arbeiten von Riklin, Maeder, Abraham und Rank. Er wiederholt dann zum Schlusse noch einmal: Der Traum stellt nur eine Reihe von sensoriellen Regressionen dar, die durch psychische Verstärkungen bewirkt und durch das Wiederaufleben eines Wunsches nuanciert werden. Das Auftreten des Wunsches ist bloss eine Folge der vorhergehenden Erregungen und nicht die causa efficiens des Traumes.

Vom Standpunkte der objektiven Psychologie Bechterew's aus betrachtet, gewinnt also die so ungleiche Arbeit Freud's eine Bedeutung, die alle bisnun über sie gefällten Urteile zunichte macht. Die ihm vorgeworfenen Mängel: die Naivität des Schemas des psychischen Apparates, das Vorurteil, alle Träume auf die Regression eines Wunsches zurückführen zu wollen, das Willkürliche und Gewagte vieler Hypothesen und Schlüsse (trotz des Suggestiven seiner Interpretation), verschwinden gegenüber der von ihm festgestellten Tatsache des Prozesses der Regression. Diese findet in der objektiven Psychologie, d. h. in den Bedingungen des Funktionierens der Reflexe, eine physiologische Grundlage, die allen Varietäten des Traumes gerecht wird. Die Verstärkungen, die die Reflexe in jedem Gehirn, sei dieses auch noch so wenig entwickelt, erhalten, erklären alle Konstellationen dieses letzteren. Die Wunschhypothese und die willkürlichen Schlussfolgerungen, die sich daran knüpfen, fallen von selbst in sich zusammen, während die Entdeckung des oben genannten Phänomens ein unbestreitbares Verdienst Freud's bleibt.

Dr. A. Frh. v. Winterstein.

Alfred Appelt, Stammering and its permanent Cure. London, Methuen & Co. Ltd.

„In Zukunft kann die Therapie des Stotterns nur die Psychoanalyse sein", schreibt Stekel (Nervöse Angstzustände, 1. Aufl., S. 231) und Appelt zitiert auch diese Stelle. Und dies ist auch gleichzeitig der ganze Inhalt des Werkes. Der Verf. hat die Analyse an einer Reihe von Patienten mit Erfolg durchgeführt, bleibt aber die Wiedergabe der Analysen schuldig, da sie zuviel Platz einnehmen würde; hoffentlich trägt er sie bald nach.

Das Werk beginnt wie ein „echtes deutsches Buch" mit der Wiederholung all dessen, was bisher über die Ätiologie und Therapie gesagt wurde. Im Anfang wurden physiologische Ursachen angegeben, später eine Schwäche des Willens; der erste, der die psychische Ätiologie erkannte, war Denhardt (Das Stottern, eine Psychose, 1890). Auf demselben Standpunkt stehen Wyneken, Skikorski (1894), Sandow (1898), Baeth (1904), Froemer (1905) und Stekel (1908). Als Therapie wurden Sprech- und Atemübungen vorgenommen, auch operative Eingriffe und schliesslich Suggestion mit und ohne Hypnose. Stekel und Jung haben Psychoanalyse vorgeschlagen.

Die physiologischen Ausführungen über den Mechanismus des Sprechens und des Stotterns (Krämpfe) haben für den Analytiker wenig Interesse. In Besprechung der Ätiologie folgt Appelt vollkommen den Ausführungen Stekel's über die Angstneurose bei Kinder. Stellenweise zitiert er ihn wörtlich[1]), ohne jedoch die Quelle anzugeben. Stottern entsteht, wenn das Kind etwas zu verbergen hat — eine Gelegenheit, bei der ja auch sonst Gesunde stottern — speziell nach einem sexuellen Erlebnis. Die Ursache des Stotterns ist Angst, ein Gefühl der Minderwertigkeit und eine daraus resultierende Überempfindlichkeit.

Die bisherigen Übungsmethoden können suggestiv heilkräftig wirken, solange nicht ein Komplex allzusehr bereitet wird. Sobald dies aber geschieht und — wie es bei jedem Menschen gelegentlich vorkommt — Stottern eintritt, hat die Suggestion meist ihre Wirkung auch für weiter verloren. Bei leichten und rezenten Fällen kann Suggestion, speziell Autosuggestion gut wirken. Ausgesprochener Drill ist direkt schädlich, da er auf die Schwierigkeiten hinweist und so die Angst vermehrt.

Schliesslich werden die Begriffe des Unbewussten, der Verdrängung, des Komplexes dargelegt und psychoanalytische Methoden dargestellt, mit besonderer Berücksichtigung des Assoziationsexperiments und der Traumdeutung. Wegen der Kürze der Darstellung wird auf Freud, Bleuler, Jung, Stekel u. a. hingewiesen.

Das einzige Neue, das das Werk bringt, ist die Erklärung der Atembeschwerden beim Stottern, nämlich dass sie bei allen Angstzuständen auftreten und daher auch beim Stottern auftreten müssen. Für die Psychoanalyse bringt das flott geschriebene Buch nichts Neues, doch dürfte sein Erscheinen den Vorteil haben, die Psychoanalyse den Ärzten und Pädagogen, die sich mit der Therapie des Stotterns befassen, bekannt zu machen und sie speziell in England, wo sie so gut wie gar nicht verbreitet ist, zu propagieren. Hierzu wäre aber die Mitteilung einer vollständigen Analyse notwendig. Markus.

---

[1]) Appelt, S. 106 u. 116 f., Stekel, S. 100 u. ff. Das Weglassen der Quellen, die der Autor sonst gewissenhaft anführt, dürfte ein Versehen sein; wir hoffen, dass der Autor bei einer 2. Auflage diesem Mangel abhelfen wird.

Prof. Julius Donath (Budapest), Psychotherapeutische Richtungen. Med. Klinik, 1911, Nr. 43.

Nach einer weit ausgreifenden historischen Einleitung befasst sich der Autor mit den bekannten Erscheinungen der Hypnose, kommt schliesslich auf die psychoanalytische Methode von „Breuer und Freud" zu sprechen:

„Die Behandlung ist auch langwierig und kann dadurch Schaden anrichten, dass die Aufmerksamkeit der jugendlichen Individuen erst recht auf die sexuellen Vorstellungen gelenkt wird, die aus solchem Anlass eher ignoriert werden sollten, und dass sie mit solchen Ideen geradezu vollgepfropft werden. Ein fundamentaler Irrtum dabei ist die Anschauung, dass psychische sexuelle Traumen die Ursache der Hysterien seien, denn diese beruht auf einer endogenen, meist hereditären Grundlage, wo dann ein beliebiger psychischer Shock oder ein psychisches Trauma, wie es ja die traumatischen Neurosen und Hysterien beweisen, der Agent provocateur sein kann. Gewiss kann ja der Shock auch einmal sexueller Natur sein, aber welchem jugendlichen Individuum ist ein solches Ereignis nicht einmal begegnet? Jedenfalls ist die psychoanalytische Methode in der Therapie entbehrlich und der Zweck kann gerade auch auf entgegengesetztem Weg erreicht werden, indem wir den Kranken lehren und ermutigen, dass er mit kräftigem Willen, durch Ablenkung der Aufmerksamkeit, nützliche Arbeitsbetätigung die unangenehmen Erinnerungen in Lethes Strom versenke.

Allen bisher erwähnten psychotherapeutischen Mitteln und Methoden überlegen ist die rationelle Psychotherapie, wie sie von Dubois in Bern benannt und in jahrzehntelanger Arbeit systematisch ausgebaut wurde. Von warmfühlenden und klardenkenden Ärzten seit jeher geübt, von der praktischen Philosophie seit den ältesten Zeiten gelehrt, hat sie erst in unserer Zeit besonders mit dem eingehenderen Studium der Psychoneurosen durchdringen können, und da muss auch der wertvollen Beiträge besonders von Rosenbach, Strümpell, Löwenfeld, Oppenheim Binswanger, Paul-Emile Lévy, Payot, Buttersack gedacht werden."

Der Aufsatz schliesst mit dem Ausdruck der Genugtuung, dass die alten Beziehungen zwischen Medizin, Psychologie und praktischer Philosophie in unserer Zeit „enger und enger" geknüpft werden.

Stekel.

Dr. Henri Buquet, „Retour à l'enfance". Le monde medical. 15/X, 1911.

Der Verfasser beschreibt die von Gandy entdeckte hochinteressante Erscheinung des tardiven Infantilismus beim Erwachsenen. (Infantilisme tardif de l'adulte.) Der Autor fasst die Erscheinung als physische Regression zur Jugend auf. Die Symptome sind folgende. Bei Individuen zwischen 20 und 30 beginnen die Barthaare, und die Haare am Körper, besonders an den Schamteilen, auszufallen, die Hoden und der Penis werden klein und atrophisch. Der äussere Anblick wird geschildert:

»Teint cireux, téguments bouffis ou finement plissés, ridés, un visage frippé, en un mot, l'aspect de »petit fieux« bien connu. Voilà pour ce que tout le monde peut voir, si l'on y ajoute la raréfaction des sourcils et des cils et surtout la disparition à peu près complète de la barbe, réduite à quelques touffes de poil follet des deux côtés du menton et de la moustache que représentent seulement quelques brins pauvres, semblables à ceux que l'adolescent prend tant plaisir à effiler d'un doigt orgueilleux.

Si l'on poursuit l'examen médical plus complet, on trouve que le revêtement pileux a également disparu de toutes les régions qu'il recouvre habituellement: aisselles, thorax, abdomen sont glabres et nus comme ceux de l'enfant et, naturellement, c'est surtout à la région pubienne que cette absence de poils est le plus apparente.«

Die Kranken werden impotent, die Erektionen werden immer spärlicher, bis sie ganz verschwinden. Die Fähigkeit der Testikel Sperma zu produzieren, geht vollkommen verloren. Bei den Frauen, bei denen die Krankheit viel seltener vorkommt, atrophieren der Busen, der Uterus, die Ovarien, die Menses bleiben zuerst lange aus und verschwinden schliesslich gänzlich. Über die psychische Verfassung wird wenig berichtet. Allgemeine Apathie, Klagen über Nachlassen der Gedächtniskraft. Als Ursache wird eine Störung der inneren Sekretion angenommen.

Für uns Analytiker, die wir so oft mit den Erscheinungen des psychischen Infantilismus zu tun haben, ist diese Ergänzung von der somatischen Seite besonders interessant. Stekel.

Varia.

Ein interessanter Fall von „Versprechen" oder „Verschreiben". Die Nummer 636 des „Berliner Tageblatt" bringt einen telegraphischen Bericht aus Petersburg über ein in der „Nowoje Wremja" enthaltenes Interview mit dem russischen Minister des Auswärtigen Sasonow, in dem folgende Sätze enthalten sind: „Die Völker Europas haben sich abermals überzeugt, dass der Zweibund und die Triple-Entente die Rechte keines Teiles verletzen und dafür zuverlässige Bedingungen für die Aufrechterhaltung des allgemeinen Friedens bieten. Unter solchen Umständen kann von einer Änderung der so glücklich gefügten politischen Gruppierung nicht die Rede sein."

Die Redaktion des „Berliner Tageblatt" macht zu dem Worte Zweibund des Telegrammes in Klammern die Bemerkung: „Ist für Herrn Sasonow der „Dreibund" schon erledigt?" — In Wahrheit scheint hier ein sehr interessantes Beispiel von „Versprechen" vorzuliegen. Zunächst gibt es vier Stellen, die das „Versprechen" oder „Verschreiben" verschuldet haben können: 1. Sasonow. 2. Der russische Journalist in „Novoje Wremja". 3. Der russische Telegraphenbeamte. 4. Der deutsche Korrespondent des „Berliner Tageblattes" in Petersburg. In allen vier Fällen kann der Fehler Ausdruck eines unbewussten oder verdrängten, im Gegensatz zu dem Gesagten stehenden Wunsches sein. Ist er von einem der sub 1—3 Genannten gemacht, so ist es naheliegend, dass das Unterbewusstsein des Russen gegenüber der Behauptung, es könne von einer Änderung der so glücklich gefügten Gruppierung nicht die Rede sein, die in letzter Zeit viel diskutierte Hoffnung gehegt hat, es werde gelingen, Italien vom Dreibund abzuziehen. Daher drängt sich das Wort „Zweibund" für Deutschland und Österreich auf die Zunge bzw. in die Feder. Stammt das „Verschreiben" aber von dem deutschen Korrespondenten, so kann er unbewusst den in Deutschland jetzt häufig ausgesprochenen Gedanken gehabt haben, dass es wünschenswert sei, das unzuverlässige Italien nicht im Dreibund zu behalten, weil es uns mehr geschadet, als genützt habe.

Dr. Emil Simonson (Berlin).

Eine infantile Sexualtheorie bei Gerhart Hauptmann. Eine Hauptperson des Hauptmannschen Märchendramas „Und Pippa tanzt" ist ein wandernder Handwerksbursche, namens Michel Hellriegel: eine eigentümliche Persönlichkeit, die die Welt der Wirklichkeit übersehend, nach den Trugbilder seiner Phantasie läuft. (Sie wäre auch einer eingehenderen Analyse würdig; sie zeigt uns sehr schön die „dis-

soziative" Macht des über dem Realitätsprinzip siegenden Lustprinzips[1]).) Was dieser Junge spricht und tut, ist für die anderen Personen des Dramas (und auch für das Publikum) meist unverständlich und höchst seltsam, fast geheimnisvoll. Es stehe hier ein Beispiel, für das ich eine einfache und nicht unwahrscheinliche Erklärung gefunden zu haben glaube:

„Und Pippa tanzt" II. Akt: Pippa: Wer bist Du denn? Hellriegel: Ein Sohn der verwitweten Obstfrau Hellriegel. Pippa: Und woher kommst Du? Hellriegel: Aus dem grossen Wurstkessel unseres Herrn. Pippa lacht herzlich: Aber Du sprichst ja so sonderbar!

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich glaube die seltsame Antwort Hellriegel's leicht verständlich zu machen, wenn ich an die „Lumpftheorie" des kleinen Hanns erinnere[2]). Die Kinder kommen ja, gleich den (wurstähnlichen) Stuhlmassen, aus dem Leibe der Mutter oder des Vaters („Herr"). Vergessen wir auch nicht der merkwürdigen Übereinstimmung zu achten, die zwischen dem „Kessel" Hellriegels und der Badewanne des kleinen Hanns — beide Gegenstände dienen als Symbole für den menschlichen Leib — zu finden ist.

J. Hárnik.

Ein absurder Traum. Nach Freud bedeutet das Absurde im (manifesten) Traum bekanntlich eine Kritik; diese Kritik ist schon in den (latenten) Traumgedanken vorhanden. Um sie aber im (manifesten) Traum zum Ausdruck zu bringen, bedient sich die Traumarbeit eben des Absurden.

Da ich über einen Traum verfüge, der mir dieses interessante Verhalten besonders gut zu illustrieren scheint, so möchte ich mir erlauben, ihn — nebst kurzer fragmentarischer Deutung — hier zu publizieren.

Ein den gebildeten Ständen angehöriger Herr von 45 Jahren erzählte mir, er habe geträumt, er solle (als Einjährig-Freiwilliger?) zum Militär eingestellt werden. Da ergibt es sich — in Aussprache mit dem diensttuenden Offizier, der ihn sehr „verbindlich" behandelt — dass er doch schon Soldat gewesen sei, ja sogar schon eine 6 wöchige Übung abgeleistet habe; auch macht der Träumer, der sich selbst im Traume erblickt, die Umstehenden darauf aufmerksam, dass er ja in anderen Umständen sei, und doch schon deshalb nicht zum Dienst eingestellt werden könnte — ein Grund, der dem Offizier so plausibel erscheint, dass sich die ganze Situation in Wohlgefallen auflöst. Der Träumer sah, wie er noch hinzufügte, im Traum ganz anders aus als sonst: am Oberkörper war er als Clown, am Unterkörper als Reiter angezogen; im gewöhnlichen Leben schlank, hatte er im Traum einen sehr starken Leib, über den er, um seine Gravidität zu demonstrieren, beide Hände von oben nach unten führte.

Die rezenten Veranlassungen, die zu diesem Traume führten, waren einmal, dass ein oder zwei Tage vor dem Traume der Erzähler in der Zeitung gelesen hatte, man sei bei der Vernehmung des Pfarrers Traub in Breslau sehr „verbindlich" gewesen; sodann, dass der Träumer gesprächsweise geäussert hatte, er wäre sehr gern Soldat, am liebsten Kavallerist geworden. Dieser letztere Wunschgedanke ist aber mit Recht nachher vom Träumer selbst (im Unbewussten) kritisiert und ad absurdum geführt worden. Denn abgesehen davon, dass die körperliche Gewandtheit

[1]) Vgl. Freud, Über die zwei Prinzipien des psychischen Geschehens Jahrbuch, III. 1.

[2]) Vgl. Freud, Analyse der Phobie eines fünfjährigen Knaben. Jahrbuch, I. 1.

des Träumers keine sehr grosse ist, und dass er speziell beim Reiten mehrfach Fiasko erlitten hatte, waren auch die sonstigen „Umstände“ (ungünstige Konfession, mangelnde Protektion etc.) deartige, dass die Chancen der militärischen Karriere in Preussen für den betreffenden Herrn die denkbar schlechtesten gewesen wären. Bei der gemeinschaftlichen Deutungsarbeit erklärte der Traumerzähler wörtlich, dass er unter den obwaltenden Umständen ja natürlich nie im Ernste habe daran denken können, seinen Lieblingsgedanken, nämlich Soldat zu werden, in Ausführung zu bringen. Dr. Richard Traugott (Breslau).

Zum Thema „Traum“: „Doch Träume sind Begierden ohne Mut, sind freche Wünsche, die das Licht des Tages zurückjagt in die Winkel unserer Seele, daraus sie erst bei Nacht zu kriechen wagen.“ (Artur Schnitzler: Schleier der Beatrice.)
A. v. W.

Zum Thema „Sexualsymbolik“. Im einem Schreibbuche fand ich das folgende schweizerdeutsche Gedichtchen, das stark an das letzthin an dieser Stelle wiedergegebene Lied von Mörike erinnert. Der Verfasser ist mir unbekannt.

Gretlis Chranket.

Herr Dokter, i glaube, i leb nümme lang,
Es isch mer so schwer ond es isch mer so bang,
I han e kei Lust ond kein fröhleche Muet,
Es dunkt mi kei Schnitzli, kei Chrömli meh guet.
I han mit em Hannesli gfischet im See,
Der Hannesli will go e Laugeli[1]) neh,
I will em's goh hebe, — — das Laugeli hüpft
Ond isch mer, i glaube, i's Herz ine gschlüpft.
Wie's ggangen isch, chonnt mer halt nümme-n-in Sinn;
Es drängt mi ond druckt mi ond chräbelet drin.
Ond bin i bim Hannesli, denked Sie, flugs
Isch's Laugeli rüehig ond macht e kei Mux!
Ond siderher han i's halt alliwil gha.
Herr Dokter, was meined Sie, stirbe-n-i dra? H. Rorschach.

Aus Gerhart Hauptmanns Diarium. Das Theaterjahrbuch für 1912 des Verbandes Deutscher Bühnenschriftsteller „Die Rampe“ bringt eine Reihe von Aphorismen Gerhart Hauptmanns, die er unter dem Titel „Aus meinem Diarium“ zusammengefasst hat. Wir geben daraus folgende Proben:

Dichten heisst, hinter Worten das Urwort aufklingen zu lassen. — Deine tiefste Erkenntnis ist zugleich am meisten und ganz ausschliesslich dein Eigentum. — Jeder Mensch verbirgt ein geheimstes Motiv. Es ist oft über jeden Begriff nebensächlich und lächerlich: weil er das weiss, stirbt er, ohne es je verraten zu haben. Wer es entdeckt, besitzt oft den Schlüssel zu vielen und grossartigen Handlungen eines grossen Mannes. — Man verehrt seine Mutter und verachtet das wahrhaft Volksmässige: wie kommt das? — Wir wissen von keiner höheren Vollkommenheit, als die menschliche ist. — Der schöne Klang der Stradivarius-Geige ist bedingt vom Lack. Der christliche Lack hat nur selten die gleiche Wirkung. — Unter den Ehefrauen gibt es sehr viele eingemauerte Nonnen. — Eitelkeit ist eine schöne Wiege für Er-

[1]) kleiner Fisch.

wachsene. — Wie wäre es mit einem neuen Begriff: Humanitätsschurkerei. — Mein Freund, Pfaffen stecken in vielen Vermummungen, und wir sind stets in Gefahr, entweder von solchen der Religion, der Philosophie, der Wissenschaft und der Kunst vergewaltigt zu werden. — Genies sind unbequem. — Wir wissen nicht einmal, was wir sind; geschweige, was wir werden können. — Es gibt Männer, die sind ihre eigenen Schulmeister, Pfaffen und Henkersknechte. — Es ist bitter, dass die Beschäftigung im Geistigen uns nicht soweit freimachen kann, dass wir ganz unabhängig von den gröbsten Instinkten urteilen. — Meine Kunstform ist eine Moral.

Stekel.

Literatur.

(Abkürzungen: R? = Referat gesucht; B = das Buch ist bei der Redaktion eingelaufen.)

Ernst Heinrich Rosenfeld: „Die Zusammenhänge zwischen Rasse und Verbrechen". (Deutsche med. Wochenschr. 18. I. 1912.) — Prof. **R. Weber** (de Genève): Petite Psychologie dediée à Freud. (Archiv de Neurologie. Janvier. 1912.) — Dr. **Varenne**: Essai sur la psychologie ethnique de quelques vaces asiatiques. (Ibidem.) — **Voss**: Beitrag zur Psychologie des Brautmordes. (Monatsschr. f. Kriminalpsych. u. Strafrechtsreform. Januar 1912.) — **Wanke**: Über Psychoanalyse. (Kritische Diskussionsbemerkungen Antons als Nachtrag.) (Zeitschr. f. die ges. Neur. u. Psychiat. IV. Band. 6. Heft. 13. I. 1912.) — **Svenson**: Psychopathische Verbrecher. (H. Gross Archiv. Januar 1912.) — **Bossi**: Die gynäkologische Prophylaxe beim Wahnsinn. (Berlin. O. Coblentz. 1912). — **Bumke**: Über nervöse Entartung. (Berlin. J. Springer. 1912). — **L. Frank**: Über Angstneurosen und das Stottern. (Zürich. Art. Institut. Orell Füssli. 1912.) — **Gruhle**: Die Ursachen der jugendlichen Verwahrlosung und Kriminalität. (Berlin. J. Springer. 1912.) — **Thurnwald**: Die Denkart als Wurzel des Totemismus. (Korrespondenzblatt d. deutsch. Gesellsch. f. Anthropologie, Ethnologie u. Urgeschichte. XLII. Jahrg. Nr. 8/12.) — **Rudolf Förster**: Beziehungen von Beruf und Mode zu Geisteskrankheiten. (Zeitschr. f. Psychotherapie und med. Psychol. III. Bd. 6. H.) — **Otto Conrad-Charlottenburg**: Grundfragen der Völkerpsychologie. (Wiss. Rundschau. 1. I. 1912.) — Dr. **Erwin Stransky**: Das manisch-depressive Irresein. 6. Abteilung des Handbuches der Psychiatrie. (Franz Deuticke. 1911.) (B.) — **F. van Langenhove**: Sur les facteurs inconscients de l'attraction sociale. (Bulletin mensuel. Instituts Solvay. Nr. 17.) — **Warnotte**: Le recours a la guerre et le sentiment de la supériorité nationale. (Ibidem.) — **Schultz**: Neuere Literatur zur Psychopathologie. (Zeitschr. f. Psychologie. Bd. V. Heft 5 u. 6.) — **Wilker**: Die Analysen des kindlichen Gedankenkreises. (Ibidem.) — **Dugas**: L'introspection. (Revue philos. Dec. 1911.) — **Selliere**: Bewusstes und Unbewusstes im Erfindergenie. (Int. Monatsschr. Okt. 1911.) — **Pettow**: Zur Psychologie der Transvestie. (Archiv f. d. ges. Psychol. Bd. 22. Heft 2 u. 3.) — **Philippson**: Über die Anfänge des Seelenlebens im ersten Lebensjahr. (Zeitschr. f. Säuglingsschutz. Bd. III.) — **Grasset**: Un demi-fou de genie: August Comte. (Aesculape. 1911.)

Verlag von J. F. Bergmann in Wiesbaden.

Berühmte Homosexuelle.

Von Dr. med. **Albert Moll** in Berlin.

Mk. 2.40.

Inhalt: I. Feststellung der Homosexualität. — II. Berühmte homosexuelle Männer. — III. Berühmte homosexuelle Frauen. — IV. Fälle von zweifelhaftem Geschlecht. — Schluss.

Über das Pathologische bei Nietzsche.

Von **Dr. P. J. Möbius** in Leipzig.

Preis M. 2.80.

I. Der ursprüngliche Nietzsche: 1. Die Abstammung. 2. Die Persönlichkeit.
II. Die Krankheit: 1. Die Migräne. 2. Die Entwicklung der progressiven Analyse.
Schlussbemerkungen.

Die Emanation

der psychophysischen Energie.

Eine experimentelle Untersuchung

über die unmittelbare Gedankenübertragung im Zusammenhang mit der Frage über die Radioaktivität des Gehirns.

Von Dr. **Naum Kotik** in Moskau.

Mk. 3.20.

Der Fall Otto Weininger.

Eine psychiatrische Studie

von Dr. **Ferdinand Probst** in München.

Preis Mk. 1.—.

Keine literarische Erscheinung der neuesten Zeit hat wohl so viel Aufsehen erregt und so widersprechende Beurteilungen gefunden, als die Schrift „Geschlecht und Charakter", deren jugendlicher Verfasser Otto Weininger in Beethovens Sterbehaus in Wien seinem Leben durch einen Revolverschuss ein Ziel setzte. In der vorliegenden Abhandlung wird der Geisteszustand des unglücklichen jungen Gelehrten auf Grund noch nicht veröffentlichten biographischen Materials und seiner Werke einer eingehenden psychiatrischen Untersuchung unterzogen. Es gelang dem Autor hierdurch in überzeugender Weise darzutun, dass es sich in den Schriften Weiningers nicht um Offenbarungen eines gesunden philosophischen Genies, sondern lediglich um die Erzeugnisse eines Geisteskranken handelt, die zum Teil allerdings den Stempel aussergewöhnlicher Begabung an sich tragen.

Inhalts-Verzeichnis des VI. Heftes.

Seite

Originalarbeiten:

I. Über neurotische Erkrankungstypen. Von Sigm. Freud 297
II. Ansätze zur psychoanaytischen Erforschung und Behandlung des manisch-depressiven Irreseins und verwandter Zustände. Von Dr. Karl Abraham 302
III. Introjektion, Projektion und Einfühlung (Schluss). Von Dr. Sándor Kovács 316

Mitteilungen:

I. Ein charakteristischer Kindertraum. Von Prof. Dr. James Putnam 328
II. Das Kind, wie die Gebrüder Margueritte es schildern. Von Dr. A. Maeder 329
III. „Prinzipien der Charakterologie". Von Gaston Rosenstein . . 332
IV. Zur Frage der Symbolik in den Träumen Gesunder. Von Dr. Alfred Robitsek 340

Referate und Kritiken:

Freud: Psychoanalytische Bemerkungen über einen autobiographisch beschriebenen Fall von Paranoia (Dementia paranoides) 343
E. Claparède: Etat hypnoïde chez un singe 348
— — Interprétation psychologique de l'hypnose 349
Morichau-Beauchant: Le „rapport affectif" dans la cure des psychonévroses 349
Joteyko: La Vie des éléments psychiques 350
William Graham: Psychotherapy in Mental Disorders 350
Macfie Campell: The Form and Content of the Psychosis: the Rôle of Psychoanalysis in Psychiatry 351
Bernard Hart: The Psychological Conception of Insanity 351
G. F. Barham: Two Cases of „Washing Hand" Mania, with some Observations on her Aetiology 352
J. A. Ormerod: Two Theories of Hysteria 353
S. A. K. Wilson: Some modern French Conceptions of Hysteria . . . 354
M. D. Eder: A Case of Obsession and Hysteria Treated by the Freud Psycho-Analytic Method 355
Henry Devine: The Significance of Some Confusional States 355
Hugh Wingfield: Four Cases Illustrative of Certain Points in Psycho-Analysis 356
Theodor Reik: Flauberts Jugendregungen 356
Ernest Jones: The Psychopathology of Everyday Life 356
Friedrich Hacker: Systematische Traumbeobachtungen mit besonderer Berücksichtigung der Gedanken 357
A. J. Storfer: Zur Sonderstellung des Vatermordes 357
Freiherr Alfred von Berger: Hofrat Eysenhardt 358
N. Kostyleff: Freud et le problême des rêves 359
Alfred Appelt: Stammering and its permanent Cure 360
Prof. Julius Donath: Psychotherapeutische Richtungen 362
Dr. Henry Buquet: „Retour à l'enfance" 362

Varia. 389

Druck der Königl. Universitätsdruckerei H. Stürtz A. G., Würzburg.